# Der Religionsunterricht in Deutschlands Schulen.

## Seine Fehler und seine Verbesserung.

---

Ein Mahnruf an das deutsche Volk, seine Lenker und Lehrer.

Von
**Fritz Schultze,**
Dr. phil.

---

Jena,
Mauke's Verlag
(Hermann Dufft).
1872.

Der

# Religionsunterricht

in

## Deutschlands Schulen.

### Seine Fehler und seine Verbesserung.

Ein Mahnruf an das deutsche Volk, seine Lenker und Lehrer.

Von

**Fritz Schultze,**
Dr. phil.

Jena,
Mauke's Verlag
(Hermann Dufft).
1872.

Unser Zeitalter ist das eigentliche Zeitalter der Kritik, der sich alles unterwerfen muß. Religion, durch ihre Heiligkeit, und Gesetzgebung durch ihre Majestät, wollen sich gemeiniglich derselben entziehen. Aber alsdann erregen sie gerechten Verdacht wider sich und können auf unverstellte Achtung nicht Anspruch machen, die die Vernunft nur demjenigen bewilligt, was ihre freie und öffentliche Prüfung hat aushalten können.

Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft (Vorrede).

## I.

In der am 2. October 1872 zu Jena gehaltenen zweiten Versammlung der Lehrer Thüringens wurde in einem trefflichen Vortrage des Herrn Schuldirectors Rudolph aus Ronneburg auch des Religionsunterrichtes Erwähnung gethan und gesagt, derselbe sei der Verbesserung sowohl bedürftig als auch fähig. Schon seit längerer Zeit hatte ich gerade über diesen Gegenstand öfters nachgedacht und hielt es wegen der hohen Wichtigkeit desselben daher für angemessen, der zahlreichen Versammlung meine Gedanken darüber mitzutheilen. Der Beifall, den meine Rede bei der überwiegend größten Zahl der versammelten Lehrer fand, zeigte mir deutlich, daß ich nichts eigentlich Neues gesagt hatte, denn dann wäre ich unverstanden geblieben, daß ich vielmehr nur einem allgemeinen Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen war. Ich hatte nur klar ausgesprochen, was in aller Brust schon längst dunkel geahnt und gewünscht war. Ich hatte nur ein allen schon im Stillen bekanntes Geheimniß öffentlich aufgedeckt.

Damit nun die Sache nicht wieder todtgeschwiegen werde, damit das einmal erweckte Dornröschen auch wach bleibe und sich den Schlaf immer mehr aus den Augen reibe, so halte ich es für meine Schuldigkeit, das damals Gesagte in erweiterter Gestalt in größere Kreise bringen zu lassen. Denn wer da eine Wahrheit, die er weiß und die der Zeit Licht bringen kann, verschweigt, scheint mir gegen den Geist der Fortentwicklung der Menschheit eine ebenso große Sünde zu begehen, als der, welcher durch eine absichtliche Lüge diesem Fortschritte einen Stein in den Weg zu legen sucht.

Es giebt eine große Zahl von Menschen, welche nichts mehr fürchten, als daß sie, wie aus ihren übrigen Gewohnheiten, so auch aus der einmal angenommenen Gewohnheit zu fühlen und zu denken aufgejagt werden. Es sind die Denkträgen und die Gefühlsfaulen, welche jeden neuen Gedanken und jedes neue Gefühl verdammen, nicht blos weil sie sich die Arbeit ersparen wollen, sich zu einer neuen Art zu denken und zu fühlen hindurchzukämpfen, sondern auch weil sie häufig die ungeheure, alles übersteigende Anmaßung haben, ihre Art zu denken und zu fühlen für die allein berechtigte auszugeben. Es sind die Menschen, welche nicht wissen, daß alle Erscheinungen in der Welt nur vorübergehende Formen sind, jede nur bestimmt, die Unterlage zu bilden für die Entwicklung einer neuen, höheren Form.

Es giebt eine ebenso große Anzahl von Menschen, welche weniger aus diesen eben angeführten Gründen das Neue bekämpfen, als vielmehr deshalb, weil sie durch Amt und Stand mit den einmal vorhandenen, geschichtlich gegebenen Formen so verknüpft sind, daß sie fürchten, ihr Ansehen und ihre Herrschaft zu verlieren, wenn neue Formen an die Stelle der alten treten.

Diese beiden Klassen von Menschen werden ohne Zweifel meine Gedanken verdammen. Wer nicht Gründe hat zum Widerlegen, geräth in Zorn über seine eigene Schwäche, er schilt und verflucht, von wo aus nur noch ein kleiner Schritt ist zum Verbrennen des Gegners. Solchen Leuten hat indes schon am 17. Februar 1600 Giordano Bruno, als er wegen seiner Philosophie in Rom auf dem Campofiore den Feuertod erlitt, die erhabene und zerschmetternde Antwort gegeben: „Euch selbst macht Euer Urtheil mehr erzittern als mich!“

Abgesehen von diesen beiden zuerst vorgeführten Classen von Gegnern wird es noch eine dritte geben, welche diesen Einwurf vorbringen wird: „angenommen es sei auch der Tadel, welchen ich gegen die bestehende Form des Religionsunterrichtes ausgesprochen hätte, richtig und treffend, so seien

doch die Vorschläge, welche ich zur Abhülfe und Verbesserung machte, zu weitaussehend; sie knüpften zu wenig an die bestehenden Verhältnisse an, sie könnten vielleicht nach hundert Jahren, doch jetzt nicht in's Leben treten, sie seien deshalb unpractisch und zu verwerfen." So reden heißt einfach, um mich eines Kantischen Ausspruches zu bedienen, die Philosophie der Faulheit treiben. Allem Neuen ist von jeher dieser Einwand entgegengetreten. Aber sollte er Geltung haben, so wäre die Menschheit niemals auch nur einen Schritt von der Stelle gekommen: Dann hätten wir kein Christenthum, keinen Protestantismus, überhaupt nichts Großes! Weil ein Montcenistunnel zu seinem Bau viele Jahre forderte, deshalb sollte man den Durchstich überhaupt nicht beginnen? Ein jeder Mensch sieht nur so weit als sein Auge reicht. Weil die geistig Kurzsichtigen nicht das Festland zu erblicken vermögen, das die geistig Weitsichtigen schon klar vor Augen haben, deshalb sollte der Weg zu diesem Festlande überhaupt nicht eingeschlagen, deshalb das unruhige Meer einer widerspruchsvollen, jede Brust beklemmenden Gegenwart nicht verlassen werden? Man setze nur erst die Ziele, die Wege finden sich dann schon, und wenn auch der erste und zweite Weg noch nicht der richtige sein sollte; ja selbst die zuerst eingeschlagenen unrichtigen Wege werden nicht ohne Belehrung sein, vielleicht sogar zu neuen Entdeckungen führen. Columbus wollte den Seeweg nach Ostindien finden, er segelte nach Westen, er schlug einen falschen Weg ein, aber er entdeckte Amerika. „Eine jede Idee tritt als fremder Gast in die Erscheinung und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden", sagt Goethe. Wer wollte aber daraus schließen, daß man keine neuen Ideen fassen, keine auszuführen trachten dürfe? Und das ist doch der Schluß, auf den jener obige Einwand sich stützt.

---

## II.

Man hört heute vielfach besonders die Geistlichen klagen, unsere Zeit sei irreligiös, die Leute gingen nicht in die Kirche, ja sie wendeten sich ganz von ihr ab; statt an das Heil der Seele zu denken, sei das Streben der Menschen auf das Irdische gerichtet, sie jagten dem Mammon nach, materialistische Tendenzen hätten die idealen Bemühungen früherer Zeiten verdrängt; und mehr und mehr reiße die Unsittlichkeit ein. Der Grund aber dieser wachsenden Unsittlichkeit sei der Mangel an Glauben, und nicht eher werde dieser Zustand sich bessern, als bis die Menschen zu dem frommen Glauben der früheren Zeit wieder zurückgekehrt seien.

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß unsere Zeit bei weitem realistischer gesinnt ist, als es etwa das vorige Jahrhundert oder das Mittelalter war. Die Leute vergeuden ihre Zeit nicht mehr damit, darüber nachzudenken, ob die Engel griechisch oder hebräisch reden, oder wie viele derselben auf einer Nadelspitze stehen können, oder ob der Schlächter oder der Strick den Ochsen führe. Sie haben auch keine Lust mehr, klösterliche Faulheit für ein Verdienst, das Ausüben sinnloser Ceremonien für eine Arbeit, das gedankenlose Herplappern leerer Gebetformeln für ein gottgefälliges Thun zu halten. Sie wenden sich vielmehr ganz der weltlichen Arbeit zu, bauen Eisenbahnen und Dampfschiffe, errichten Fabriken und treiben Handel und fordern von der Wissenschaft, daß sie nicht mehr nach Art schwärmerischer Luftschlösserphilosophieen in den Wolken wandele, sondern practische Wege gehe, daß sie nicht mehr blos die vier Wände der Studirstube erhelle, sondern wie die Sonne ihr Licht leuchten lasse über die ganze Welt, so daß wirklich alle sich an ihr wärmen, alle in ihrem Lichte den besten Weg finden können. Ist das ein Unglück? Gewiß nicht! Es ist die große Seite unserer Zeit.

Daneben ist es unzweifelhaft wahr, daß die Zeit irreligiös ist, und es ist eine unumstößliche Thatsache, daß diese Irreligiosität immer mehr um sich greift. Daher auch, hört

man viele sagen, die Unsittlichkeit der Zeit, die nie größer gewesen ist als jetzt und immer noch zunimmt. Ist denn wirklich unsere Zeit unsittlicher als die früheren waren, wo noch der fromme, einfältige Glaube die Gemüther beherrschte?

Sittlich werden heißt sich von Selbstsucht befreien. Wer sich am meisten von Selbstsucht losgesagt hat und am meisten sein ganzes Streben und Arbeiten dem Wohle aller Menschen, dem Heile der Menschheit widmet, ist der sittlichste. Der vollendet Sittliche wäre der vollendet Selbstsuchtlose. Kein Mensch kann völlig selbstsuchtlos werden, weil er um seines Lebens willen einen gewissen Grad selbstsüchtiger Interessen behalten muß: er muß essen und trinken, sich kleiden und wohnen; ohne das könnte er überhaupt nicht wirken. Will er für alle wirken, so muß er in gewisser Weise also auch für sich wirken. Aber wirkt er nur für sich, so ist er völlig selbstsüchtig, also völlig unsittlich. In dem Grade wird er sittlicher, als er mehr für andere zu wirken beginnt.

Wollen wir mithin zwei Zeiten rücksichtlich ihrer Sittlichkeit vergleichen, so müssen wir zusehen, welche von beiden sich am meisten von Selbstsucht befreit hat, welche von beiden in ihrem Wirken am meisten das Heil aller in's Auge faßt, oder mit anderen Worten gesagt: welche Zeit am meisten das: Liebet Eure Feinde! zu verwirklichen strebt und verwirklicht hat. Diese wird die sittlichere sein. — Vergleichen wir also unter diesem Gesichtspunkte unsere Zeit mit den früheren Jahrhunderten. Die Frage ist: Folgt unsere oder die frühere Zeit mehr dem sittlichen Gedanken der Allliebe, welche das Gegentheil selbstsüchtiger Bestrebungen ist?

### a) auf staatlichem Gebiete.

Wie verhalten sich im Alterthum und Mittelalter die Staaten zu einander? Jeder sieht in dem andern seinen Feind, den er zu unterdrücken sucht. Jeder hält nur sich selbst für berechtigt und erkennt nicht das Recht der freien Selbständigkeit des andern an. Jeder befolgt also gerade das Gegentheil

der selbstsuchtlosen Allliebe — unbeschränkte Selbstsucht d. h. also die größte Unsittlichkeit herrscht auf staatlichem Gebiete und macht sich nach außen hin geltend als Eroberungspolitik. Daher können denn große Despoten wie Nebukadnezar, Cyrus, Alexander der Große durch Vergewaltigung anderer Völker ihre riesigen Weltreiche gründen, daher die Römer fast den ganzen damals bekannten Erdkreis unterjochen. Diese Eroberungspolitik herrscht noch im Mittelalter, und erst in der neuesten Zeit hat sich der Gedanke ausgebildet, daß jeder Staat als selbständiges Individuum dem andern zur Seite stehe und jeder den anderen als solches in seiner Unantastbarkeit zu achten habe. Daher auch der Gedanke der Berechtigung einer jeden Nationalität neben der andern, welcher die Eroberungspolitik entschieden verdammt. Wir sehen also, wie sich die gegenseitige Anerkennung der Staaten als gleichberechtigter Subjecte immer mehr entwickelt, das heißt aber nichts anderes als daß man die alles verschlingende Selbstsucht immer mehr fahren läßt, also auch auf politischem Gebiete entschieden sittlicher geworden ist. Statt die Entscheidung der Zwistigkeiten zwischen Staaten den Waffen anheim zu geben, sucht man bereits, Schiedsgerichte einzuführen; kommt es aber zum Kriege, so sind diese bei weitem weniger grausam geworden: man schont so viel als möglich das Eigenthum des Besiegten, man zerstört nicht mehr aus bloßer Wuth, man behandelt die Gefangenen mit Milde, man pflegt sorgfältig die Verwundeten. Die Genfer Convention ist ein entschiedener Ausdruck der gesteigerten Sittlichkeit unseres Zeitalters.

Nicht blos die verschiedenen Völker standen einander feindselig gegenüber, sondern innerhalb eines und desselben Volkes auch die einzelnen Stämme. Der Baier verachtete den Schwaben, der Sachse den Westphalen u. s. w. Daher innerhalb desselben Volkes die fortwährenden Kriege und Fehden. In dem Drang nach einheitlichem Zusammenschluß, wie er sich heutzutage in Deutschland, in Italien u. s. w. zeigt, tritt deutlich der Grundsatz der Anerkennung des andern, der sittliche Beweg=

grund der weniger selbstsüchtigen Nächstenliebe hervor. Jeder Particularismus ist selbstsüchtig und daher unsittlich. Nicht nur die einzelnen Stämme eines Volkes, nicht blos die Völker Europas suchen friedlichen Anschluß an einander, Amerika, Asien, Australien, sie alle werden in dieses sich immer enger schließende Völkerbündniß hineingezogen, und immer mehr eröffnet sich die Aussicht auf eine Zukunft, wo an die Stelle der Völkerfeindschaft die Völkerfreundschaft getreten sein wird.

So unterliegt es denn keinem Zweifel, daß das Verhältniß der Staaten unter einander heutzutage sittlicher ist als je zuvor, und fragen wir uns nach den hauptsächlichsten Gründen dieses Fortschritts, so ist die Antwort nicht schwer. Früher waren die Völker gegen einander abgeschlossen, weil die Verkehrsmittel fehlten. Jedes blieb in Unkenntniß über und daher in Feindschaft gegen das andere. Jetzt dagegen setzen Eisenbahnen, Schiffahrt, Telegraphen die Völker der Erde in die engste Verbindung. Handel und Wandel macht ein Volk von dem andern in friedlicher Weise abhängig und verknüpft die Interessen auf das engste. So wird aus den vielen früher sich kreuzenden Interessen ein gemeinsames Interesse gebildet. An die Stelle der Einzelzwecke treten immer mehr Allgemeinzwecke. Ohne die Verkehrsmittel, ohne den ausgedehnten Handel, ohne die hauptsächlich dadurch entstehenden friedlichen Völkerwanderungen wäre dieser sittliche Fortschritt nicht da. Also gerade das ganz realistische, practische Streben der Neuzeit ist es, welches die Selbstsucht immer mehr mildert und abschwächt. Gerade dieses ist es, das die schönsten Früchte für die Zukunft verheißt, gerade der ausgesprochene Realismus ist es, der uns die Stufen legt, auf denen wir zur Verwirklichung unserer höchsten Ideale, des vollendeten Menschenfriedens, der vollendeten Allliebe, der vollendeten Sittlichkeit emporsteigen. Wir haben mithin nicht den geringsten Grund diesen Realismus zu schmähen und ihn als Materialismus zu verdächtigen. Gerade dieser Realismus geht mit dem wahrhaften Idealismus,

nämlich dem, der nicht blos leere, schwärmerische Worte, sondern große sittliche Thaten fordert, Hand in Hand.

b) auf bürgerlichem Gebiet.

Wie das Verhältniß der Staaten im Alterthum und Mittelalter, so war auch das Verhältniß der Städte. Sie standen mit seltenen Ausnahmen nicht freundlich zu einander. Das Räuberthum, ob es nun ritterlich oder strauchdiebmäßig betrieben wurde, die schlechten Straßen machten den Verkehr über die Maßen schwierig. Dem Fehdewesen gegenüber mußte jede Stadt eine Festung sein, und was im Alterthum von Massilia galt, kann auch von den Städten im Mittelalter gesagt werden: Sie schützten ihre Bürger nur so weit, als der Schatten ihrer Mauern reichte. Von Freizügigkeit, von freiem Handel und Wandel war keine Rede. In der Fremde galt jeder als Feind, war jeder recht- und schutzlos. In der Heimath aber erfreute er sich nur eines ganz engen, beschränkten Rechtes. Zunft- und Kastenwesen machten eine freie Betreibung der Gewerbe unmöglich, schlugen den Fortschritt auf diesem Gebiete in eiserne Fesseln und machten die Laune und den Brodneid weniger Zunftgenossen zum Gesetze für die, welche bei freier Gewerbthätigkeit ihr Handwerk hätten heben und ausbilden können. Das bürgerliche Recht war entworfen unter den allerengsten Gesichtspunkten, ein allgemeines Recht war nirgends zu finden, überall herrschte kleinlicher Particularismus. Unmenschliche Strafen machten die Kerker zu Grabstätten; die Zahl der Verbrechen war bei weitem größer als heute. Die Kirchlichkeit der Menschen ließ dagegen nichts zu wünschen übrig. Nie war die Herrschaft der Kirche mächtiger als damals.

c) auf gesellschaftlichem Gebiete.

Der herrschende Grundsatz auf gesellschaftlichem Gebiete im Alterthum und Mittelalter hieß: der Starke hat Recht, der Schwache ist rechtlos. Daher standen die Menschen sich

nicht als Gleichberechtigte gegenüber, sondern als Freie und Sclaven, als Herren und Knechte, als willkürlich herrschende Personen und als willenlose Sachen. Ja, selbst ein berühmter, gepriesener Philosoph wie Aristoteles, welcher im Mittelalter sogar als ein Pfeiler der Kirche galt, stand noch so tief in seiner sittlichen Anschauung, daß er die Sclaverei zu rechtfertigen wagte; und gegen die Leibeigenschaft, die Hörigkeit, die Frohndienste hatte die mittelalterliche Kirche um so weniger einzuwenden, als diese menschenunwürdigen, dem Jesusthum durchaus widersprechenden Einrichtungen ihr selbst zu Gute kamen.

Ein besonders genauer Maßstab für die sittliche Höhe einer Zeit ist die Stellung der Frau. Das Weib ist dasjenige Wesen, auf welches sich naturgemäß der Mann am allerengsten bezieht; es ist ferner dasjenige Wesen, welches einerseits durch seine natürliche Liebe zum Manne, andrerseits durch seine Schwäche und Abhängigkeit von ihm am allerwillfährigsten dem Einflusse des Mannes nachgiebt und so den Charakter des Mannes in sich widerspiegelt. Ist der Mann roh, so ist das Weib als das erste widerstandslose Ziel seiner wilden Launen gedrückt und geknechtet und daher auch roh. Bei den Wilden gelten die Weiber als Vieh und als solches fühlen sie sich selbst. Je höher und anerkannter die Stellung des Weibes ist, um so sittlicher sind die Männer; je weniger die Männer das Weib als Spielzeug betrachten, um so edler sind die Männer selbst. Erst unsere Zeit ist von dem Gedanken durchdrungen, dem Weibe die volle Freiheit zu geben, sie als gleichberechtigt neben dem Manne anzuerkennen, sie aus der Leibeigenschaft zu entlassen. Die Frauen emancipiren heißt darum nicht, ihnen die Erlaubniß zur Sittenlosigkeit geben, denn Freiheit ist das Gegentheil von Zügellosigkeit, ist Selbstzügelung. Es heißt vielmehr, in den Frauen selbst so viel geistige Kraft und sittliche Würde voraussetzen, daß sie im Stande sind, auf eigenen Füßen zu stehen d. h. voraussetzen, daß sie selbst keine kindischen Spielzeuge, sondern sitt-

liche Persönlichkeiten sind. Auch in dieser Anerkennung der Menschenwürde zeigt sich die viel weiter fortgeschrittene Sittlichkeit unserer Zeit gegenüber den früheren Zeiten. Sie zeigt sich aber auch in den Anstrengungen, welche gemacht werden, um diese Menschenwürde in dem Menschen immer tüchtiger heranzubilden d. h. in den erzieherischen Bestrebungen, die nie größer gewesen sind als jetzt. Wäre nicht das geistige und sittliche Bedürfniß unserer Zeit so hoch gestiegen, es wäre auch das Verlangen nach einer vernunftgemäßen Pädagogik nicht so stark vorhanden. Sie zeigt sich in der Erbauung zweckmäßiger Heilanstalten für Kranke und Irrsinnige, die man nicht mehr wie früher als vom Teufel besessen betrachtet und in Ketten legt; sie zeigt sich in der Errichtung von Bildungsschulen für Taubstumme, Schwachsinnige u. s. w. Also auch auf gesellschaftlichem Gebiete entspricht unsere Zeit weit mehr dem Ideale der Sittlichkeit als irgend eine frühere. Sittenschilderungen aus vergangenen Tagen lehren ganz dasselbe. (S. Anm. 1.)

### d) auf wissenschaftlichem Gebiete.

Wenn man unter Wissenschaft versteht die freie Erforschung der Welt, welche keine andere Richtschnur kennt, als die genaueste Beobachtung der Natur und die rücksichtslose Befolgung der vernünftigen Gründe, so gab es im Mittelalter noch keine Wissenschaft. Statt der Freiheit herrschte auch auf dem Gebiete des Wissens die Knechtschaft. Nicht freie Forschung, nicht Vernunftgründe galten, sondern einzig und allein die Autorität der Kirche. Was der Theologie widersprach, war falsch. Auf philosophischem Gebiete sanctionirte die Kirche die Philosophie des Thomas von Aquino, der sich auf den Aristoteles und die Kirchenväter stützte, auf naturwissenschaftlichem Gebiete den Aristoteles. Wehe dem, der es wagte, anderer Meinung zu sein als diese Autoritäten! Die Folge dieses geistigen Druckes war die schlimmste Heuchelei, insofern die Gelehrten, um sich einerseits vor der Kirche an-

dererseits vor ihrer Vernunft zu retten, die über alle Maßen unsittliche Lehre von der zwiefachen Wahrheit erfanden. Sie lautete: Was in der Theologie wahr ist, kann falsch sein in der Philosophie — was in der Philosophie wahr ist, kann falsch sein in der Theologie. So wurde denn aus der Wahrheit eine Lüge, aus der Lüge eine Wahrheit. Es gab Geister, deren Forscherdrang diese Doppelzüngigkeit nicht ertragen konnte. Aber Rogerus Bacon († etwa 1292) wurde wegen seiner naturwissenschaftlichen Studien zehn Jahre lang in die Verbannung geschickt und späterhin wegen Verdachtes magischer Künste eingekerkert. Petrus Ramus, der die Autorität des Aristoteles anzugreifen gewagt hatte, wurde zu Paris in der Bartholomäusnacht durch die von dem Theologen Charpentier gedungenen Mörder umgebracht. Thomas Campanella († 1639), dem seine späterhin im Besitze der römischen Inquisition wiedergefundenen Schriften unter den Händen verschwanden, wurde wegen seiner Naturphilosophie 27 Jahre lang in 50 verschiedenen Kerkern gefangen gehalten, sieben Male gefoltert und auch außerdem auf das grausamste behandelt. Giordano Bruno wurde in Rom 1600, Lucilio Vanini zu Toulouse 1619 wegen ihrer Philosophie verbrannt. Kurz die furchtbarste, selbstsüchtigste Tyrannei herrschte auf wissenschaftlichem Gebiete statt bereitwilliger Anerkennung und rein sachlicher Prüfung solcher Forschungen, die nur um der Wahrheit willen angestellt sind. Auch hier hat sich unsere Zeit dem Ideale der Sittlichkeit immer mehr genähert. Zwar erhielt noch der Prof. Christian Wolf, dessen Philosophie den Rechtgläubigen und Frommen anstößig war, im Jahre 1723 den Befehl, „bei Strafe des Stranges" binnen 24 Stunden Halle zu verlassen, aber er wurde 1741, gleich nach des großen Friedrich Thronbesteigung wieder zurückgerufen und mit hohen Ehren bekleidet, weil in Friedrich's Staaten „jeder nach seiner Façon selig werden könne". Immanuel Kant, der unter Friedrich dem Großen seine Gedanken frei hatte aussprechen dürfen, erhielt zwar unter Friedrich Wilhelm II. durch das pfäf-

sische Ministerium des herrschsüchtigen Theologen und früheren Predigers Joh. Christ. Wöllner das in Anm. 2 gegebene Schreiben, aber die darin ausgesprochenen Drohungen wurden zum Glück nicht ausgeführt, und Kant konnte nach dem Sturze des Ministeriums wieder, wie er sagte, in seine Freiheit zu denken eintreten. Fichte wurde in dem seiner Zeit viel Aufsehen machenden Atheismusstreit bereits von der stets die Fahne des wissenschaftlichen Fortschrittes und der Humanität hochhaltenden weimarischen Regierung offenbar in Schutz genommen, und es war nur eine Folge seiner eigenen Leidenschaftlichkeit, daß er von seiner Professur in Jena entlassen wurde, dafür aber eine Professur in Berlin erhielt. Und daß der preußische Staat das hohe Ideal der sittlichen Freiheit auf wissenschaftlichem Gebiete verficht gegen pfäffische Starrheit, die gern wieder mittelalterliche Zustände heraufbeschwören möchte, haben wir alle in den jüngsten Tagen erlebt.

e) auf kirchlichem Gebiete.

Auch auf kirchlichem Gebiete steht unser Zeitalter dem sittlichen Ideal viel näher als die verflossenen. Die herrschsüchtige Unduldsamkeit der Kirche in früheren Jahrhunderten ist wenigstens in den gebildeten Ländern bei den gebildeten Geistlichen beinahe überwunden, und man fängt schon an, auch andere Religionsformen als berechtigt anzuerkennen. Nicht mehr wie ehemals sucht man die Religion der Feindesliebe mit Feuer und Schwert im Namen Gottes zu lehren, und wenn wir auch den Jesuitismus selbst noch bei solchen finden, die sich Protestanten nennen, so ist es doch schon über 100 Jahre her, daß der Erzbischof Firmian (1731) mehr als 20,000 fleißige, still lebende Protestanten, da sie nicht von ihrem Glauben lassen wollten, aus Salzburg unter den härtesten Bedingungen von Haus und Hof vertrieb. Preußen war es, welches den Unglücklichen eine gastfreundliche Aufnahme bereitete, während die aus Oesterreich vertriebenen Protestanten in Siebenbürgen Exil und Freistätte fanden. Diese Vertreibungen

waren indeß nur Kleinigkeiten gegen das, was Ludwig XIV., angereizt besonders durch die Einflüsterungen seines Beichtvaters, des Jesuiten La Chaise, gegen die französischen Protestanten verübt hatte. Obgleich denselben in dem „unwiderruflichen“ Edict von Nantes (1598) Religions- und Cultusfreiheit und vollkommenes Staatsbürgerrecht zuertheilt war, fanden doch unter Ludwig XIV. bald allerlei Einschränkungen und Bedrückungen der Huguenotten statt, zuerst auf politischem Gebiete. Seit 1680 erfand man dann, um sie zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, die sog. Dragonaden. Die ruchlosen Handlungen der bei den Protestanten einquartierten Dragoner, welche für ihre empörenden Schandthaten Belohnungen statt Strafe empfingen, machten viele muth- und widerstandslos: Tausende flohen in's Ausland, in den Kerkern zu Toulouse schmachteten gleichzeitig 60 reformirte Prediger. „Aber noch sehr groß war die Zahl derer, die unter allen Drangsalen standhaft blieben, als die Aufhebung des Edictes von Nantes dem Verfolgungssystem die Krone aufsetzte und die Huguenotten in Verzweiflung stürzte. Ihr Gottesdienst ward gänzlich verboten, ihre Kirchen wurden sämmtlich niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihre Bekehrung verheißenen Preis widerstanden, des Landes verwiesen. Selbst in Privathäusern war die Religionsübung verboten. Und als die Auswanderung in erschreckendem Maße zunahm, wurde dieselbe unter Galeerenstrafen und Güterverlust untersagt; verdiente und angesehene Männer trauerten mit Ketten beladen in finstern Kerkern, die in Kurzem überfüllt waren. Aber trotz aller Drohungen und Verbote trugen über 500,000 französische Calvinisten, die unter unglaublichen Beschwerden und Gefahren, theils zu Schiff zwischen Waarenballen, in dunklen Räumen versteckt, theils zu Land, im Dickicht der Gebüsche übernachtend, mit Hinterlassung ihrer Habe ihre Flucht bewerkstelligten, ihre Betriebsamkeit, ihren Glauben und ihr Herz in das protestantische Ausland. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Brandenburg, Holland und Eng-

land boten den Verfolgten ein Asyl.“ Auch auf die in den stillen Thälern der Cevennen lebenden Abkömmlinge der Waldenser erstreckte sich die religiöse Verfolgung. Erst 1704, als der französische Machthaber denen, welche das Schlachtfeld und das Schaffot noch übrig gelassen, freien Abzug gewährte, nahm der schreckliche Camisardenkrieg allmählich ein Ende. Auch die frommen Waldenser in den Thälern von Piemont, ebenso die Reformirten an den Seen Nordamerika's und im Stromgebiete des Mississippi wurden von den kirchlichen Sendboten mit blutiger Strenge verfolgt. An Fertigkeit in diesen Verfolgungen fehlte es nicht, man hatte bereits Uebung genug gehabt, waren doch in der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572) und in den darauf folgenden drei Tagen etwa 25,000 Hugenotten hingemordet, eine Großthat, die in Madrid laute Freude erregte und in Rom durch ein feierliches Tedeum geehrt wurde. Schon in den Albigenserkriegen am Anfang des 13. Jahrhunderts hatte die Kirche gelernt, ihr siegreiches Banner auf rauchenden Trümmern und blutgetränkten Stätten aufzupflanzen. In diesen Kriegen war es, wo bei der Einnahme der Stadt Beziers, als es schwer hielt, die Rechtgläubigen und die Ketzer zu unterscheiden, der päpstliche Legat rief: „Tödtet alle, der Herr kennt die seinen!“ Ebenso hatte bei der Verfolgung der Araber in Spanien der Dominicaner Bleda gemeint, man solle nur allen Arabern die Hälse abschneiden, ob sie nun Christen seien oder nicht, der Herr kenne die seinen. Damals wurde auch in Deutschland die Inquisition eingeführt. Aber hier erregte diese Einrichtung solchen Widerwillen, daß der erste Ketzerrichter, Konrad von Marburg, der sein Amt in Sachsen, Hessen und Thüringen mit „heiliger Wuth“ verwaltete, von dem ergrimmten Volke (1233) erschlagen wurde. Als auch zwei seiner Haupthelfer dasselbe Schicksal fanden, verschwand die Inquisition in Deutschland. Um so schöner blühte sie aber in Spanien auf. Am Ende des 15. Jahrhunderts wurden unter der Leitung des Großinquisitors Torquemada allein in der Stadt Sevilla binnen 40 Jahren mehr als 4000 Per-

sonen verbrannt, mehr als 30,000 zu verschiedenen Strafen verurtheilt; ihr Vermögen wie das vieler Geflüchteter wurde eingezogen. Unter den Ketzerrichtern jener Zeit erwarb sich unsterblichen Ruhm Arbues von Epila, den Kaulbach durch sein großes Gemälde besser gekennzeichnet hat als es ganze Bände könnten. Die Jesuiten in ihrer zum Zwecke seiner Seligsprechung verfaßten Denkschrift rühmten von ihm, er sei weder durch Thränen noch Bitten zu erweichen gewesen und habe sich bewunderungswürdig in seiner Unbeugsamkeit gezeigt. Zwei junge Männer, von denen er des einen Schwester zu schimpflichem Tode verurtheilt, und des andern Vater in den Kerker geworfen hatte, Johann de Cavadia und Johann Sperandus erdolchten ihn in der Frühmesse am Altare. Nach seinem Tode verkündete der Priester Blasco Galvez: Arbues, der ihm erschienen sei, genieße große Seligkeit im Himmel; er habe ihm gesagt, man solle nur fortfahren, die Moriscos zu verfolgen. Und dieser Arbues von Epila wurde 1867 zum Heiligen erklärt.

---

Aus der Vergleichung vergangener Zeiten mit der unsrigen hinsichtlich der Sittlichkeit ergiebt sich, daß unsere Zeit bei weitem sittlicher ist als irgend eine frühere. Das Mittelalter war viel unsittlicher als die Neuzeit und war doch durchaus religiös. Unsere Zeit ist viel sittlicher als jene und ist doch in hohem Grade irreligiös. Daraus folgt, daß Religiosität und Sittlichkeit keineswegs nothwendig verknüpft sind. Der Religiöse kann sittlich sein, er braucht es nicht zu sein; gerade die religiösesten Länder wie Spanien, Italien, Frankreich und in ihnen gerade die Religiösesten, die Pfaffen, leisten Großes an Unsittlichkeit. Der Irreligiöse umgekehrt kann durchaus sittlich sein. In Deutschland im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Aufklärung waren es gerade die Orthodoxen, welche auf Grund der Behauptung, daß es nur auf den Besitz der reinen Lehre und des Glaubens, nicht aber auf die Werke ankomme, die größte Gleichgültigkeit gegen das sittliche Leben zeigten, ja geflissentlich ein leichtfertiges Leben zur Schau trugen, während

Ernst und Sittenstrenge bald als Beweis angesehen wurde, daß man zu den Atheisten hinneige. (S. Anm. 3). Wer würde es wagen auf das sittliche Leben großer Philosophen wie Spinoza's, Kant's, Fichte's auch nur ein Steinchen zu werfen und doch waren diese Männer durchaus irreligiös im Sinne der Kirche. Dasselbe gilt aber von unsern großen Dichtern Goethe, Schiller, Lessing, ja selbst von Herder, obgleich er ein Geistlicher war. (S. Anm. 4). Fast alle großen Naturforscher unserer Tage sind Beweise, wie strengste Sittlichkeit und größte Irreligiosität auf das engste gepaart sein können. Ja, wenn man bedenkt, daß die Sittlichkeit, welche durch äußere Beweggründe wie z. B. die Furcht vor der Hölle und die Hoffnung auf den Himmel erzeugt wird, keine wahre Sittlichkeit ist, daß man vielmehr wahrhaft sittlich nur sein kann, wenn man es um der Sittlichkeit willen ist, so wird man behaupten können, daß die Sittlichkeit, welche durch Religion erzeugt wird, keine eigentliche Sittlichkeit ist, und daß, wenn ein Religiöser wahrhaft sittlich ist, er dies nur neben seiner Religion, nicht schon als Religiöser ist, so daß, wäre er wahrhaft sittlich, er zwar seinen Glauben verlieren könnte, nicht aber seine Sittlichkeit.

Unsere Zeit ist irreligiös im Sinne der Kirche, aber sittlicher als die kirchlich religiösesten Zeiten. Also ist es doppelt falsch, wenn z. B. die Geistlichen sagen: unsere Zeit sei unsittlich, weil sie irreligiös sei. Warum aber ist sie denn irreligiös? Warum hat sie den frommen, einfältigen Glauben verloren? Warum traut sie nicht mehr blindlings den Aussagen der Priester und den Dogmen der Kirche? Ich antworte: Weil die Religion, sowie sie heute noch in den Schulen gelehrt wird, die Menschen durchaus unbefriedigt läßt, d. h. also, weil der Religionsunterricht in den Schulen im völligen Widerspruche zu den wissenschaftlichen, geistigen und sittlichen Bedürfnissen, kurz zu der Entwicklungshöhe unserer Zeit steht. Die Menschen unserer Tage sind irreligiös durch den Religionsunterricht. Gerade die Religionslehrer machen die Irreligiösen. Das zu beweisen, ist nicht schwer.

## III.

Der Religionsunterricht steht im Widerspruche zu der Entwicklungshöhe unserer Zeit sowohl in geistiger als sittlicher als theologischer als pädagogischer Hinsicht.

### a) in geistiger Hinsicht.

Auf Grund der Bibel ist uns als Kindern in der Schule gelehrt, daß die Welt so, wie Moses es berichtet, in sieben Tagen geschaffen sei. Wir haben diese Lehre hingenommen, ohne sie zu bezweifeln, denn wir glaubten: was uns die Religion lehre, könne nicht falsch sein; alles, was in der Quelle unserer Religion, der Bibel, stehe, müsse wahr sein. So sagten es uns ja unsere Lehrer, und arglos trauten wir ihnen. Was geschah aber später? Man lehrte uns über die Entstehung und Bildung der Welt ganz andere Sachen, ja gerade das Gegentheil. Nicht blos zufällig erfuhren wir diese Lehren, sondern die Lehrer der Wissenschaft lehrten sie uns von Amtswegen an derselben Schule nur in einer höheren Klasse, und wir hatten um so mehr Vertrauen zu ihnen, als sie uns nicht blos sagten: So ist es, sondern uns zeigten, *warum* es so ist, und wir selbst, überzeugt durch Erfahrungsbeweise und vernünftige Gründe einsahen, es könne nicht anders sein. Zwar erwähnten die Lehrer des biblischen Berichtes gar nicht, aber die Vergleichung zwischen dem, was wir früher gehört, und dem, was wir jetzt als wahr erkannten, stellten wir von selbst an. Da bemerkten wir denn bald, daß dieser Schöpfungsbericht nicht blos von Unmöglichkeiten wimmelte, sondern auch in sich selbst von Widersprüchen strotzte; daß er mit einem Worte das Erzeugniß einer Zeit war, die alles nur nach dem oberflächlichsten Augenschein beurtheilte und die bequeme Fantasie an die Stelle der mühsamen, aber allein zur wahren Erkenntniß führenden Beobachtung setzte.

„Und Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Und Gott sah, daß das Licht gut war. Da schied Gott das

Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Wie konnte denn Licht auf Erden sein, da doch Sonne, Mond und Sterne noch nicht waren, deren Schöpfung erst nach drei Tagen stattfand? — „Und Gott sprach: es werde eine Veste zwischen den Wassern; und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Veste und schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste. Und es geschah also. Und Gott nannte die Veste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der andere Tag.“ Gleich Anfangs schuf Gott Himmel und Erde; jetzt am zweiten Tage schafft Gott die Veste d. h. den Himmel noch einmal. Und die Veste? Lehrte uns nicht die Astronomie, daß es eine Veste, ein festes Gewölbe da oben gar nicht gäbe, daß diese Annahme nur eine Meinung sei der alten Völker, die ohne Fernröhre und ohne genaue Beobachtungen dem bloßen Augenschein folgten und das blaue Luftmeer als eine Decke über der Erde ansahen? Erfuhren wir nicht, daß die Welt grenzenlos sei, daß die Gestirne frei im unendlichen Raume schwebten? Und war also nicht auch das falsch, was in der Bibel stand: „Und Gott sprach: Es werden Lichter an der Veste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre u. s. w. und Gott setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie schienen auf die Erde u. s. f.“ Weder war ja der Himmel eine Veste noch die Sterne Lichter an der Veste. Und wiederum s i e sollten jetzt erst am v i e r t e n Tage „Licht und Finsterniß scheiden, Tag und Nacht regieren“, und am e r s t e n hatte doch Gott schon Licht und Finsterniß geschieden, Tag und Nacht gemachtund benannt. „Und Gott schied das Wasser unter der Veste von dem Wasser über der Veste.“ Das sollte doch wohl heißen: das Wasser auf der Erde von dem, welches vom Himmel fiel d. h. dem Regen, den man sich also herkommend dachte aus einem großen Wasserbehälter über dem Himmelsgewölbe, wie es ja auch bei der Sintfluth heißt, daß die Fenster des Himmels sich geöffnet hätten und ein Regen

über die Erde gekommen wäre, ebenso Psalm 104: „Du wölbst es oben mit Wasser" und Psalm. 148: Lobet ihn, ihr Himmel allenthalben, und die Wasser, die oben am Himmel sind!" Aber die Veste war uns schon zusammengefallen, der Behälter hatte also dort oben auch keinen Platz, und endlich wußten wir, daß der Regen und die Wolken durch Verdunstung des Wassers auf der Erde entsteht. Am dritten Tage schon spricht Gott: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume u. s. w."; und am vierten Tage erst wird die Sonne, also Licht und Wärme geschaffen, die doch die Grundbedingungen alles Wachsthums und Gedeihens sind; ja und als wir später von der Kant-Laplace'schen Weltentstehungslehre hörten, sahen wir sehr wohl ein, daß die Erde erst lange nach der Sonne entstanden sein konnte, während doch die Bibel es umgekehrt sagte. Ich übergehe hier selbstverständlich alle die einzelnen Fehler und Unmöglichkeiten, welche die wissenschaftliche Kritik noch gefunden hat; ich nehme hier blos das heraus, worauf jeder aufmerksame junge Mensch von selbst kommen muß, wie ich es an mir und meinen Mitschülern selbst erlebt habe, und wie sich dessen wohl jeder geweckte Mensch aus seiner Schulzeit erinnern wird. Gleich dieser Schöpfungsbericht trieb uns Schüler an, unsern Scharfsinn noch weiter an der Bibel zu versuchen, und je genauer wir aufmerkten, um so mehr Ungereimtes entdeckten wir. Da fiel es uns denn bald auf, daß, wenn Adam und Eva die ersten Menschen, und Kain und Abel ihre Kinder waren, Kain nach der Ermordung seines Bruders wohl in's Land Nod östlich von Eden ziehen, aber sich unmöglich dort ein Weib nehmen konnte. Dennoch erzählte es das 4. Kapitel. Wir sagten uns selbst, daß das Wunder des jüdischen Feldherrn Josua, auf dessen Befehl Sonne und Mond so lange in ihrem Laufe einhielten, bis die Israeliten ihre Rache an ihren Feinden gesättigt hatten, eine lächerliche Ungereimtheit war. Daß die Astronomie zufällig im Stande ist, sogar durch ein schriftstellerisches Zeugniß nachzuweisen, daß Sonne und Mond

seit vier Jahrtausenden keine Veränderung in ihrem Laufe erlitten haben, wußten wir freilich nicht. Bekanntlich legt der Mond in ungefähr 27¹/₄ Tagen einmal einen Umlauf um den Himmel zurück und bringt dabei von Zeit zu Zeit eine Sonnenfinsterniß hervor. Das älteste Buch nun, von dem wir wissen, der Schu-king der Chinesen nämlich, berichtet uns von einer Sonnenfinsterniß, welche vor 4000 Jahren unter der Herrschaft des Kaisers Chung-Kong eingetreten sein soll. Die Rückwärtsrechnung der Astronomen hat diese Angabe völlig bestätigt gefunden. Die Finsterniß trat ein im Jahre 2158 vor Beginn der christlichen Zeitrechnung (also vor jetzt 4030 Jahren), mithin zu einer Zeit, wo den Berichten der Bibel zufolge Noah noch gelebt hat. Die Berechnung ist aber unter der unbedingten Voraussetzung angestellt, daß zwischen heute und dem Jahre 2158 v. Chr. keinerlei übernatürliche Ursachen die Bewegung der Erde und des Mondes beeinflußt haben. Ebenso wenig aber wie Sonne und Mond auf Befehl eines rachsüchtigen Menschen still stehen, ebenso wenig konnte ein Stern den drei Weisen aus dem Morgenlande voranziehen und über einem gewissen Hause still stehen. Wie wahr ist doch das Wort Kant's: „Der Mensch ist von sich selbst so eingenommen, daß er sich lediglich als das einzige Ziel der Anstalten Gottes ansieht, gleich als wenn diese kein anderes Augenmerk hätten, als ihn allein, um die Maßregeln in der Regierung der Welt darnach einzurichten. Wir wissen, daß der ganze Inbegriff der Natur ein würdiger Gegenstand der göttlichen Weisheit und seiner Anstalten sei. Wir sind ein Theil derselben und wollen das Ganze sein. Die Regeln der Vollkommenheit der Natur im Großen sollen in keine Betrachtung kommen, und es soll sich alles blos in richtiger Beziehung auf uns anschicken.“

Schon der nur einigermaßen geweckte Schüler muß in der Bibel allerlei entdecken, was der Wahrheit und Möglichkeit durchaus entgegensteht. Widersprüche wie die 1. Mos. 6. 20. und 1. Mos. 7. 3. fallen ja jedem in die Augen. Was er

aber als Schüler noch nicht selbst findet, darauf wird er in seinem späteren Leben durch Lesen und Hören aufmerksam werden. Er braucht nicht gerade Hydrostatik besonders zu studiren, nm einzusehen, daß die sog. Sündfluth (oder richtiger Sintfluth = große Fluth, denn mit Sünde hat das Wort gar nichts zu thun) allen durch die Naturgesetze gestatteten Möglichkeiten durchaus widerspricht. Es giebt einfach auf Erden gar nicht so viel Wasser, um den ganzen Erdball so hoch damit zu bedecken, daß die Fluthen noch 15 Ellen die höchsten Berge (Mount Everest 29,000 englische Fuß hoch) übersteigen könnten. Fluthsagen finden sich auch nicht nur in der Bibel, sondern bei sehr vielen Völkern, die am Meere oder in Flußthälern wohnen, nicht etwa, weil einstmals die große, allgemeine biblische Ueberschwemmung stattgefunden hätte, sondern weil Ueberschwemmungen gerade am Meere und in Flußthälern sehr häufig vorkommen und gewöhnlich mit so großer Schnelligkeit eintreten, daß es den nicht darauf gefaßten Anwohnern zumal bei den schlechten Verkehrsmitteln unmöglich ist oder schwer wird zu entfliehen. Das Andenken an diese oft schreckliche Leiden mit sich führenden Unglücksfälle erhält sich, und so entsteht eine Fluthsage. Die kritische Religionswissenschaft ist auch schon längst zu dieser Erklärung gekommen. (S. Anm. 5.). Sogar die Theologie hat sich herbeilassen müssen, hier der gesunden Vernunft bedeutende Zugeständnisse zu machen, wie die folgende Vergleichung übersichtlich zeigt. Die ältere Theologie lehrt: 1) die Sündfluth ist ein gewaltiges allgemeines Naturereigniß. 2) Auf übernatürliche Weise überfluthete das Wasser den ganzen Erdball. 3) Die Fluthen stiegen 15 Ellen über die höchsten Berge. 4) Alle Thiere, welche auf der Erde lebten, gingen zu Grunde, mit Ausnahme derjenigen, welche Noah in der Arche hatte. 5) Noah hatte Paare sämmtlicher Thiere in der Arche. 6) Sämmtliche Menschen außer Noah und seiner Familie sind zu Grunde gegangen. — Die neuere Theologie sagt: 1) Die Sündfluth ist ein locales Naturereigniß. 2) Die Wassermassen, welche

die Ueberschwemmung verursachten, entstammten irdischen Quellen. 3) Die Wasser überstiegen wahrscheinlich nicht die höchsten Berge, sondern nur mäßig hohe Gipfel. 4) Außer den Thieren, welche bei Noah in der Arche waren, können auch andere Thiere am Leben geblieben sein. 5) Noah brauchte keineswegs sämmtliche Thiere der Erde in der Arche zu haben. 6) Sämmtliche Menschen außer Noah und seiner Familie sind untergegangen. — Naturforschung und kritische Religionswissenschaft lehren: 1) Die sogenannte Sündfluth ist ein locales Naturereigniß. 2) Die Wassermassen, welche die Ueberschwemmung verursachten, entstammten irdischen Quellen. 3) Die Wasser überstiegen gewiß nicht die höchsten Berge, sondern nur Hügel von etwa 19 — 32 Fuß (S. Anm. 6). 4) Nur wenige Thiere sind zu Grunde gegangen. 5) Die Geschichte mit der Arche ist eine Fabel. 6) Nur wenige Menschen sind verunglückt. (S. Anm. 7).

Daß auch im neuen Testamente vielerlei enthalten ist, welches dem Bedürfniß unserer Zeit nach natürlicher Wahrheit durchaus nicht entspricht, beweisen die sämmtlichen Wundergeschichten.

b) in sittlicher Hinsicht.

Aber nicht blos Religionsunterricht und Denken oder Glauben und Wissen befinden sich in einem entschiedenen Gegensatz, sondern auch die sittlichen Anschauungen, welche der Religionsunterricht den Kindern vorführt, stehen zum großen Theil tief unter der Stufe der sittlichen Anschauungen, welche das Kind, wenigstens das Kind gebildeter Eltern von Hause her kennt und mit in die Schule bringt. Denn was thut der Religionsunterricht? Ein Volk von Nomaden, auf deutsch Viehhirten, dessen Interessen kaum über Schaf- und Rinderheerden, Essen und Trinken, Geschlechtsliebe und Aberglauben hinausgehen, ein Volk, wie das alte jüdische, welches Vielweiberei und Haremwirthschaft hat, bei dem sogar noch Menschenopfer vorkommen, ein solches Volk, das in jeder Beziehung

tief unter unseren Entwicklungszuständen sich befindet — das stellt man als sittliches Muster und Vorbild unsern Kindern, unserm Volke hin!! Was soll das Kind sagen zu einem Bruder, der aus Neid seinen Bruder todtschlägt, und der doch frei von Strafe ausgeht? Denn was es heißt, daß der Herr den Kain verflucht, versteht das Kind nicht, abgesehen davon, daß der Herr gerade das Gegentheil von dem thut, was dem Kinde sonst gelehrt wird: Du sollst nicht fluchen! — Was soll das Kind sagen zu einem Vater wie Abraham, der so grausam ist, daß er seinen Sohn Isaak schlachten will? Das soll ein sittliches Vorbild, ein Mann Gottes sein, ein Mensch wie David, der einen scheuslichen Meuchelmord an Uria vollbringt, um einen noch größeren Sittenmord an Bathseba zu begehen! Oder ein Mann wie Salomo, der noch in seinen alten Tagen ausländischen Haremweibern zu Gefallen sein Herz fremden Götzen zuwendet! Und nun gar Geschichten, wie sie 1. Mos. 19. oder 1. Mos. 38. stehen, anderer gar nicht zu gedenken! Ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß nicht blos ich, sondern auch meine Mitschüler die ersten unsittlichen Anschauungen hinsichtlich der geschlechtlichen Verhältnisse aus der Bibel gelernt haben. Und fast jeder hat an sich dieselbe Erfahrung gemacht. Wir kamen rein und frei von dergleichen Vorstellungen aus unserer Eltern Haus, aber die Religionsstunde war es, wo wir lernten, was wir noch nicht hätten lernen sollen; wo wir aufmerksam gemacht wurden auf Dinge, die uns ganz neu waren, die aber ebendeshalb unsere Fantasie mächtig reizten und uns zu Unfläthigkeiten in Worten und Werken trieben. Da wurden mit Eifer Sachen gelesen wie die oben erwähnten Capitel oder wie 3. Mos. 18 oder 2. Sam. 16. 21. oder wie das hohe Lied Salomonis, und ich weiß, daß wir als Knaben ganz erstaunt gewesen sind, in der heiligen Schrift solche, wie wir sagten, „Zoten" zu finden; daß wir beim hohen Liede lachten über die Deutung desselben, wie sie in den Kapitelüberschriften steht, eine Deutung, die unser unverschrobener Sinn durchaus nicht aus den Worten herauslesen konnte, denn

wir fanden nur ein Liebeslied darin, und zwar eines der allersinnlichsten Art, genau so, wie es heute die kritische Religionswissenschaft thut. Unsere Achtung vor dem Buche stieg nicht, sondern sank in dem Grade, als wir es kennen lernten, nicht weil wir unsittlich gewesen wären, sondern weil wir durch unsere häusliche Erziehung sittlich höher standen als die alten Juden. Und wie ganz verkehrt war es von unsern Lehrern, uns zu warnen vor Lastern, die wir noch gar nicht kannten, von denen wir noch gar keinen Begriff hatten. Da wurde bei der Erklärung des Verbotes vom Ehebrechen, ein Wort, das für uns noch gar keine Bedeutung hatte, nicht blos hingedeutet, sondern recht klar uns vor Augen gestellt z. B. das Laster, welches seinen Namen nach dem in 1. Mos. 38. Erzählten trägt. Wir waren frische, muntre Jungen, tummelten uns unverzagt auf der Straße und waren nie auf dergleichen gekommen. Jetzt plötzlich öffnete man uns die Augen, die Sache schien manchem interessant, und wenn die Irrenhäuser einen großen Theil ihrer Insassen gerade durch dieses Laster bekommen, so möchte ich nicht dafür einstehen, daß nicht die thörichten Belehrungen des Religionslehrers hier den Grund zum späteren geistigen und leiblichen Untergang gelegt haben.

In vielen Lehrbüchern der biblischen Geschichte, so wie man sie in den Schulen gebraucht, werden die anstößigsten Erzählungen bereits weggelassen z. B. die Opferung Isaaks. Aber selbst gepriesene Mustererzählungen, wie die Geschichte Josephs, muß der Sittenlehrer ganz und gar verwerfen, so anziehend sie auch, wie sämmtliche Erzählungen der Bibel, für den Sittengeschichtschreiber ist. Prüfen wir einmal diese Geschichte auf ihre sittlichen Anschauungen hin.

Jacob hat zwölf Söhne, von denen ihm einer der liebste ist. Dieser eine, Joseph, wird ausgezeichnet und bekommt einen bunten Rock. Die Brüder beneiden ihn darum und „konnten ihm kein freundlich Wort zusprechen.“ Joseph macht sie sich noch mehr feind dadurch, daß er ihnen zwei Träume erzählt. Dem einen zufolge banden sie Garben. Die elf Garben der

Brüder neigten sich vor der Garbe Josephs. Die Brüder glauben, daß er dadurch seine zukünftige Herrschaft über sie andeuten wolle „und wurden ihm noch feinder.“ Dem andern Traume zufolge neigten sich Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm. Jetzt wird auch der Vater ärgerlich und züchtigt ihn. — Diese Erzählung hat für ein Kind sehr wenig Vorbildliches. Was soll es sagen, wenn es hört, ein Vater bevorzugt das eine Kind; wenn es hört, wie die Brüder Joseph darob beneiden und kein freundlich Wort mit ihm reden! Höchstens dann würde der Vorzug, welchen der Vater dem Joseph einräumt, von dem Kinde verstanden und gebilligt werden können, wenn von Joseph Handlungen berichtet wären, durch die er sich wirklich vor seinen Brüdern auszeichnet. Das ist aber durchaus nicht der Fall, die Parteilichkeit des Vaters erscheint als bloße Willkür. Denn der Grund, den die Bibel anführt: 1. Mos. 37, 3. „Israel aber hatte Joseph lieber, denn alle seine Kinder, darum, daß er ihn im Alter gezeuget hatte“ — ist weder sittlich noch dem Kinde verständlich. Außer der Parteilichkeit des Vaters und der wenig empfehlenden Zwietracht der Geschwister trägt die Erzählung noch einen Zug, welche einer moralischen Mustererzählung durchaus fehlen müßte. Es ist der Aberglaube an die Untrüglichkeit der Träume, wie er sich allerdings bei allen wilden Völkern findet. Joseph's Träume werden für untrügliche Vorzeichen einer spätern gefährlichen Wirklichkeit genommen, denn sonst wäre die Aufregung der Brüder und des Vaters unnöthig. Wie soll sich nun der Lehrer einem Kinde gegenüber verhalten, welches fragt, ob denn Träume eintreffen, warum denn Israel und die Brüder nicht darüber ebenso gelacht hätten, wie Vater und Mutter zu Haus über die Träume des Kindes lachten? Soll der Lehrer die Wahrheit gestehen oder Aberglauben befördern? — Die Brüder beschließen Joseph zu tödten. Gleich tödten!? Kann ein Kind selbst der ungebildetsten Eltern unseres Volkes begreifen, daß man um eines Traumes und Rockes willen gleich morden kann!? — Sie ermorden ihn

nicht, sie verkaufen ihn. Verkaufen? wird das Kind mit ungläubiger Miene ausrufen. Einen Menschen verkaufen?! Welch' eine ungeheure Kluft zwischen unseren gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen und denen der alten Ebräer, zwischen den sittlichen Anschauungen unserer Kinder und jener Orientalen! Dabei soll der Lehrer womöglich noch jene Zeiten preisen, wo die Menschen so gut waren, daß der liebe Gott noch in Person bei ihnen einkehrte. Ferner: kann das Kind mit den Voraussetzungen seiner Familienerziehung wohl begreifen, wie die Brüder den alten Vater durch Uebersendung des blutigen Rockes Joseph's betrügen und ihm den größten Schmerz zufügen können? Selbst Ruben und Juda, die man geneigt sein könnte als Muster hinzustellen, nehmen sie nicht schließlich an der Verschwörung Theil? — Joseph wird in Aegypten an Potiphar verkauft. Dieser merkt, daß Gott bei Joseph ist und macht ihn zum Oberaufseher, und Gott wird dadurch veranlaßt, das Haus des Aegypters zu segnen „um Joseph's willen" so daß „war eitel Segen des Herrn in Allem, was er hatte, zu Hause und zu Felde". Jetzt kommt der Verführungsversuch, der für das Kind ganz unverständlich bleibt und auch absichtlich von dem Lehrer in Dunkel gehüllt wird. (S. Anm. 8.) Dem Kinde muß aber der Verstand erst recht still stehen, wenn es jetzt erfährt, daß Potiphar, der vorher so rasch bei Joseph den lieben Gott entdeckte, jetzt von Joseph's Unschuld gar nichts merkt, sondern ihn ohne Weiteres in den Kerker wirft. Wenn nun das Kind fragt: Warum schützt denn Gott Joseph nicht? — soll man darauf antworten: „Dies Verhalten Gottes ist nothwendig, denn aus Joseph's Unglück geht die spätere Erhebung hervor"? So sind also die Menschen das Spielzeug Gottes! Welch' ein sittlicher Gott! Und wodurch wird die Erhebung Joseph's bewirkt? Durch sein Geschick, Träume zu deuten. Wenn Joseph auch sagt, nicht er thue es, sondern Gott durch ihn, so ist das eine Ausrede, welche eben eines gauklerischen Traumdeuters würdig ist. — Die Träume treffen späterhin ein.

Aber ehe dies noch geschieht, ist der König von der Wahrheit der Traumauslegungen schon völlig überzeugt und macht Joseph ohne Weiteres zum „Vater des Landes". Sieben Jahre verlebt Joseph in Glück und Freude, er verheirathet sich und bekommt Kinder. Dann folgen die „dürren, theuren Jahre". Auch in Kanaan bricht Theurung aus und Jacob sieht sich genöthigt, seine Söhne (mit Ausnahme Benjamin's) nach Aegypten zu senden, um dort aus den Vorräthen Getreide zu kaufen. Joseph erkennt seine Brüder sofort, aber diese ihn nicht. Er giebt sich ihnen auch nicht zu erkennen, sondern bezeichnet sie als Kundschafter und steckt sie drei Tage in's Gefängniß. Dann entläßt er sie mit dem Befehle, den jüngsten Bruder Benjamin herbeizuholen. Als Unterpfand behält er Simeon, den er in brüderlicher Liebe mit gebundenen Händen in's Gefängniß stecken läßt. Die Brüder kommen nach Haus, finden ihr Geld in ihren Säcken und benachrichtigen den Vater von Joseph's Forderung. Jacob ruft schmerzerfüllt aus: „Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es geht alles über mich." Nach langem Bitten und nachdem die Brüder erklärt haben, daß sie ohne Benjamin nicht gehen würden, entläßt der alte Vater auch Benjamin mit seinen Brüdern nach Aegypten. Joseph empfängt sie freundlich, speist sie und läßt dabei Benjamin fünfmal mehr vorsetzen als den andern, wie er überhaupt Benjamin bevorzugt. Noch giebt er sich nicht zu erkennen. Er läßt sie, nachdem er seinen Becher in Benjamin's Sack gesteckt, fortziehen, schickt aber bald seinen Haushalter nach, der sie des Diebstahls beschuldigen muß. Die Brüder fühlen sich alle unschuldig und lassen die Säcke untersuchen. Bei Benjamin findet sich der Becher. In großem Schmerze kehren sie in die Stadt zurück. Zur Strafe will Joseph den Benjamin bei sich behalten. Aber als Juda den Schmerz des Vaters schildert, kann Joseph sich nicht mehr halten, sondern giebt sich zu erkennen. Seine erste Frage ist: Lebt mein Vater noch? Den Schluß der Joseph-Geschichten bildet gewöhnlich

der Hinzug des Vaters Jacob aus Kanaan nach dem Lande Gosen, welches den Israeliten von Joseph angewiesen ist. — Ein einsichtiges Kind aus unseren Familien wird nicht begreifen können, wie ein Sohn, der zu den höchsten Ehrenstellen gelangt ist, so gänzlich seiner Eltern und Geschwister vergessen kann wie Joseph es gethan. Sieben gute Jahre vergehen, Joseph verheirathet sich und bekommt Kinder — er berichtet seinen Eltern nichts davon. Erst als die Brüder kommen, erinnert er sich ihrer. Mit seinen Brüdern treibt er nicht blos Schabernack, sondern einfach ein grausames Spiel. Simeon behält er im Kerker bei sich, während er die Brüder nach Benjamin aussendet. Der alte Vater konnte unterdessen sei es aus Altersschwäche sei es aus Gram und Kummer über die Anforderungen des strengen Mannes in Aegypten längst gestorben sein. Ein Lehrer (Anm. 9.) erzählte mir, es sei ihm mehr als einmal vorgekommen, daß Kinder ihn gefragt hätten: „Warum hat Joseph nicht gleich an seine Eltern geschrieben? Oder sie nicht gleich kommen lassen, damit sie nicht so lange Hunger litten? Warum bevorzugt er Benjamin vor allen andern Brüdern?" Kann man dem Kinde den wahren Grund angeben, daß nämlich Joseph und Benjamin Söhne einer Mutter, der Rahel, waren, während die andern zehn Söhne von drei andern Weibern waren, kurz kann man dem Kinde die Vielweiberei, die hier zu Grunde liegt, vor Augen führen? Und warum wird die Mutter nicht erwähnt? Warum kümmert sich Joseph gar nicht um sie? Auch das fällt den Kindern häufig auf. Kann man den Kindern da die ehelichen Verhältnisse, die niedrige Stellung des Weibes deutlich machen, ohne sein sittlich viel höher gebildetes Gefühl erheblich zu verletzen? — Kurz die Erzählung von Joseph, welche Verhältnisse schildert, die sittlich tief unter unseren Anschauungen stehen, kann unmöglich einen vorbildlichen Werth für unsere Kinder, unser Volk haben. Joseph ist kein Musterbild, er ist kein sittlicher Held, der den Kindern zur Nachahmung empfohlen werden könnte. Er thut nichts aus eigener Kraft, Gott

thut alles für ihn. Warum? Hat er Verdienste aufzuweisen? Er ist ein bloßer Günstling! Die Bibel erzählt noch mehr von ihm, wodurch man den wahren Character dieses Mannes kennen lernt, was aber in den biblischen Geschichten für die Schulen wohlweislich weggelassen wird. Die Aegypter sind dem Verhungern nahe; all ihr Geld haben sie bereits dem Joseph für Nahrung hingegeben. Da nöthigt er ihnen auch noch ihr Vieh ab. Als sie gar nichts mehr besitzen als sich und ihre Felder, erpreßt er auch noch dieses Letzte von ihnen. Sie selbst macht er zu Leibeigenen, ihre Felder zu Pharao's Feldern. Da das Volk in seiner Macht ist, so vertheilt er es über das Land, wie es ihm beliebt. Aber was thut das, er bleibt doch ein musterhafter Mensch, ein Vorbild für alle: denn mit den Priestern bleibt er gut Freund; ihre Felder tastet er nicht an. Wie schön, wie tief sittlichen Inhaltes dieser eine Vers: „Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht!“ —

Was das neue Testament, dessen Inhalt uns allerdings näher steht, anbelangt, so halte ich, anderer Geschichten nicht zu gedenken, z. B. die Erzählung vom zwölfjährigen Jesus im Tempel ebenfalls nicht für geeignet, sittliche Eindrücke im Kinde zu hinterlassen. Jesus verschwindet seinen Eltern. Nach drei Tagen finden sie ihn im Tempel unter Gelehrten sitzend, die er durch Fragen und Reden in Erstaunen setzt. Als ihn seine Mutter über sein Fortlaufen zur Rede stellt, sagt er: „Wisset ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ — Es wird von diesen Worten gesagt, daß Vater und Mutter sie nicht verstanden hätten. Nun, dem Schüler, der sie hört, wird es kaum anders gehen. Soll aber der Lehrer sie damit erklären, daß er sagt: Jesus ist Gottes Sohn? Sind wir nicht alle Gottes Kinder?! Welch' ein Vorbild aber die Kinder sich daran nehmen, geht aus folgender wahren Geschichte hervor: „Eine Lehrerin im Kindergarten erzählte eines Tages vom zwölfjährigen Jesus. Ein Knabe kam an diesem Tage Mittags nach der Schule nicht nach Hause. Die Aeltern such-

ten ihn überall, sie kamen auch in ihrer großen Sorge zur Lehrerin, aber umsonst, er war nirgends zu finden. Endlich nach mehreren Stunden stellte er sich ein; er hatte eigenmächtig einen Mitschüler besucht. Als die Mutter ihn ausschalt und ihm vorstellte, wie sie ihn gesucht und wie viel Angst sie um ihn gehabt hätte, antwortete er ganz ruhig: „Mutter, den Herrn Jesus haben seine Eltern drei Tage gesucht, und ich war doch blos ein paar Stunden von Euch fort.“ (S. Anm. 10.)

### c) hinsichtlich der Gottesvorstellung.

Der griechische Philosoph Xenophanes ist wohl der erste gewesen, welcher die große Einsicht hatte, daß es keineswegs richtig ist, daß Gott die Menschen nach seinem Bilde schuf, daß vielmehr die Menschen sich ihren Gott nach ihrem Bilde schaffen. „Jeder, sagt Xenophanes, stellt sich eben die Götter so vor, wie er selbst ist, die Neger schwarz und plattnasig, die Thracier blauäugig und rothhaarig, und wenn die Pferde und Ochsen malen könnten, würden sie dieselben ohne Zweifel als Pferde und Ochsen darstellen.“ Es ist derselbe Gedanke, den Goethe in dem kleinen Verse ausspricht:

Wie einer ist, so ist sein Gott.
Drum ward auch Gott so oft zum Spott.

Auch ihre sittlichen Eigenschaften, seien dieselben auch noch so unvollkommen, übertragen die Menschen auf Gott. Sie denken sich Gott, wie sie ihn am besten brauchen können. Der Gott ist ihr Gott, der auf ihre Selbstsucht am willfährigsten eingeht. Als mit menschlicher Gestalt, mit menschlichen Begierden und Leidenschaften versehen stellen sie sich ihn vor. Aber ein hoher, reiner, wahrer Gottesbegriff duldet durchaus nicht, daß er irgendwie nach menschlicher Weise und Aehnlichkeit gedacht werde. Er muß so hoch und erhaben gefaßt werden, daß unser Denken gar nicht an ihn hinanreicht. Wir können höchstens sagen: So ist Gott nicht — wir können niemals sagen: So ist Gott; denn welche auch noch so erhabenen Eigenschaften wir ihm auch beilegen mögen, stets ziehen wir

ihn dadurch zur menschlichen Natur herab und begehen einen Raub an ihm. Wir dürfen höchstens negative Prädicate ihm zuschreiben, niemals positive. Vergleichen wir mit diesen Anforderungen, welche unser wissenschaftliches Denken, unser sittliches Fühlen an die Fassung des Gottesbegriffes stellt, den Gottesbegriff, wie er uns aus der Bibel entgegentritt. Xenophanes hat völlig Recht: Der Jehovah des alten Testaments ist nichts als ein alter Hebräer, er hat all die niedrigen, sittlichen Eigenschaften, welche das alte jüdische Volk selbst hatte — und der soll ein Gott sein für ein christliches Volk!? Er hat menschliche Gestalt, er wandelt auf Erden, er fährt einher auf den Wolken, zu seinem Erscheinen gebraucht er immer einige Feuerwerkerei, um Aufsehen zu erregen; auf Sinai kommt er in Donner und Blitz, dem Moses erscheint er im feurigen Busch, er spricht mit den Menschen u. s. w. Alles das ist keineswegs bildlich zu nehmen, wie man, um diese groben Vorstellungen zu mildern, es wohl in den Schulen zu sagen pflegt, sondern die die Bibel schrieben, dachten sich ihren Jehovah so, wie sie ihn beschrieben. Aber diese Aeußerlichkeiten sind noch gar nicht das Schlimmste. Das Aergste ist die große innerliche oder sittliche Unvollkommenheit, die diesem Gotte noch anklebt. Ich will gar nicht erwähnen, daß die ganze Geschichte vom Sündenfalle nichts ist als das grausame Puppenspiel eines großen Herrn mit seinen Creaturen, der die Schwäche seines Adam und seiner Eva recht gut kennt, hat er sie doch selbst so geschaffen, und der trotzdem den Baum der Versuchung hinstellt und dazu noch die Schlange schickt. Warum? Wahrscheinlich um nachher zu seiner Belustigung das Schauspiel der Sündfluth zu erleben! Ich will gar nicht erwähnen, welch' einen gräßlichen Scherz er sich mit Abraham erlaubt, wenn er dem Vater befiehlt, seinen Sohn zu tödten, nur um ihn zu prüfen. — Der Gott, der wirklich in's Verborgene sieht, bedarf solcher Rohheiten nicht. Ich will gar nicht erwähnen, daß dieser Gott durchaus nicht ein Vater aller Menschen ist, sondern von der größten Parteilichkeit ein-

genommen immer nur die Juden bevorzugt, obgleich man beim besten Willen nicht einsieht, durch welche guten Thaten sie sich diese Bevorzugung verdient haben; ich will auch gar nicht in Anschlag bringen, daß diese ungerechte Parteilichkeit sich wieder unbegründeter Weise auf einzelne Personen wie den Günstling Joseph erstreckt — ich will gleich die erhabensten, noch heute gepriesenen Theile des alten Testamentes nehmen, z. B. die Psalmen Davids, und daran zeigen, welch' ein unsittlicher Gott dieser Jehovah ist. Zunächst ist er auch hier ganz sinnlich und äußerlich gedacht wie ein Despot nach orientalischer Weise so z. B. Ps. 29. Dann aber — welch' einen sittlichen Zustand setzt es voraus, wenn wir von Gott sagen hören, daß er voll ist von Rache und Grausamkeit. Erscheint er z. B. in Ps. 18 wohl um ein Haar besser als der Mars der Römer oder der Ares der Griechen? Ps. 18 V. 33—51: Gott rüstet mich mit Kraft und macht meine Wege ohne Wandel. Er macht meine Füße gleich den Hirschen und stellet mich auf meine Höhe. Er lehret meine Hand streiten und lehret meinen Arm einen ehernen Bogen spannen, Und gibst mir den Schild deines Heils und deine Rechte stärket mich; und wenn du mich demüthigest, machst du mich groß. Du machst unter mir Raum zu gehen, daß meine Knöchel nicht gleiten. Ich will meinen Feinden nachjagen und sie ergreifen, und nicht umkehren, bis ich sie umgebracht habe. Ich will sie zerschmeißen, und sollen mir nicht widerstehen; sie müssen unter meine Füße fallen. Du kannst mich rüsten mit Stärke zum Streit; du kannst unter mich werfen, die sich wider mich setzen. Du giebst mir meine Feinde in die Flucht, daß ich meine Hasser verstöre. Sie rufen, aber da ist kein Helfer, zum Herrn, aber er antwortet ihnen nicht. Ich will sie zerstoßen wie Staub vor dem Winde, ich will sie wegräumen, wie den Koth auf der Gasse. Du hilfst mir von dem zänkischen Volk und machst mich ein Haupt unter den Heiden; ein Volk, das ich nicht kannte, dienet mir. Es gehorchet mir mit gehorsamen Ohren; ja den fremden Kindern hat es wider mich gefehlet. Die fremden Kinder ver-

schmachten und zappeln in ihren Banden. Der Herr lebt und gelobet sei mein Hort und der Gott meines Heils müsse erhoben werden. Der Gott, der mir Rache giebt und zwinget die Völker unter mich; der mich errettet von meinen Feinden und erhöhet mich aus denen, die sich wider mich setzen; Du hilfst mir von den Frevlern. Darum will ich dir danken, Herr, unter den Heiden und deinen Namen lobsingen, der seinem Könige großes Heil beweiset, und wohlthut seinem Gesalbten David und seinem Samen ewiglich." Poetisch mag dies rohe Schlachtgeschrei manchen, nicht gerade an bedeutende Dichterwerke gewöhnten Leuten erscheinen, sittlich ist es gewiß nicht. Jehovah ist nichts als ein Gott der Selbstsucht, kein Gott der selbstsuchtlosen Allliebe — und der soll im geringsten dem Gottesideal entsprechen, wie unser Denken und unser sittliches Bedürfniß es fordert?! Der soll ein Muster und Vorbild sein, nach dem wir uns bilden könnten?! Gegen die niedrige Auffassung der Götter, wie sie die alten Griechen hatten und wie sie besonders durch die Dichter Homer und Hesiod verbreitet waren, eiferte schon im Alterthum der große Reformator Pythagoras. Seine Anhänger erzählten sich, als Pythagoras nach seinem Tode in die Unterwelt hinabgestiegen sei, habe er die Seele Homer's von Schlangen umringelt und die Seele Hesiod's an eine eherne Säule geschmiedet gefunden, zur Strafe für die niedrigen Vorstellungen, die sie über die Gottheit in Umlauf gesetzt hätten. Nun, verdienten Moses und David wohl im geringsten ein anderes Schicksal? Bei den Mexicanern, deren Reich Cortez zerstörte, und die gewöhnlich (freilich fälschlich) als ein wildes, grausames Volk geschildert werden, wurde dem König bei seiner Thronbesteigung eine Ermahnungsrede gehalten. Die Gottesvorstellung, welche darin ausgedrückt ist, entspricht keineswegs unserem Gottesideale. Aber ich frage nur eins: Steht die in den Psalmen enthaltene Gottesvorstellung auch nur um einen Grad höher als diese mexicanische? Oder steht wohl gar diese mexicanische noch höher als die Davideische? Man entscheide selbst! Hier

ist die Rede: „Gnädig und demüthig empfange die, welche geängstet und gedrückt dir nahen. Sprich und thue nichts in Leidenschaft. Höre ruhig und vollständig die Klagen und Berichte, die an dich gerichtet werden. Schneide dem Redenden nicht das Wort ab, denn Du bist das Ebenbild Gottes und stellst seine Person dar; er ruht auf Dir und gebraucht Dich wie seine Flöte, durch die er spricht, und hört durch deine Ohren. Strafe niemand ohne Grund, denn die Gewalt zu strafen, die Du hast, ist von Gott, sie ist wie die Nägel und die Zähne Gottes, um Gerechtigkeit zu üben. Uebe Gerechtigkeit, mag daran sich ärgern, wer will, denn dies ist Gottes Gebot. Unser Gott hat nicht dafür zu sorgen, denn er hat dies in deine Hand gelegt. Sorge dafür, Herr, daß vor Gericht alles geordnet und ohne Uebereilung vor sich geht und nichts aus Leidenschaft geschieht. Nie falle es dir ein, zu sagen, ich bin Herr und werde thun, was ich will; dies bringt Verderben deiner Macht, es setzt dich in der Achtung der Menschen herab und verletzt deine Majestät. Deine Würde und Macht sei dir kein Anlaß zu Stolz und Hochmuth, sie erinnere dich vielmehr an die Niedrigkeit, aus der du emporgestiegen bist ohne dein Verdienst. Ergieb dich nicht dem Schlafe, nicht der Sorglosigkeit und sinnlicher Freude, nicht der Schwelgerei. Vergeude nicht den Schweiß und die Arbeit deiner Unterthanen. Die Gnade, die dir Gott erwiesen hat, mißbrauche nicht zu unheiligen, thörichten Zwecken. Herr, unser König, Gott sieht auf die Lenker der Staaten, und wenn sie fehlen, verspottet er sie und schweigt, denn er ist Gott und thut, was er will und verspottet, wen er will, denn uns alle hält er in seiner Hand und schaukelt uns und lacht über uns, wenn wir von einer Seite zur andern fallen.“ Man vergleiche damit noch die folgende Stelle aus der Ermahnungsrede eines mexicanischen Vaters an seinen Sohn: „Trage Sorge, recht zu leben, unaufhörlich Gott bittend, daß er dich unterstütze. Er schuf dich und er besitzt dich. Er ist dein Vater und liebt dich mehr als ich. Auf ihn setze deine Gedanken, an ihn richte Tag und Nacht deine Seufzer.“

Viel erhabener schon wird Gott im neuen Testament gedacht, in welchem sich im übrigen nicht eine Gottesvorstellung sondern mehrere befinden, die mit einander durchaus im Widerspruche stehen. Je höher die geistige Bildung des Verfassers eines Evangeliums ist, um so höher ist der in diesem Evangelium niedergelegte Gottesbegriff. Der Gott des Johannesevangelium (der Logos) ist ein ganz anderer, viel erhabener als der Gott der anderen Evangelien, in denen er noch durchaus nicht frei von allerlei niedrigen Menschlichkeiten gedacht wird: So spricht er vom Himmel, gleich als eine Taube fährt sein Geist herab (gerade wie bei Homer die Göttin Athene gleich einer Schwalbe erscheint), er wird gedacht als sitzend über dem Himmelsgewölbe, zu seiner rechten Seite sein Sohn, den er gezeuget hat; wie Zeus sich des Hermes, so bedient er sich der Engel als Gesandten. Die Kirche verdammt sonst den Materialismus und huldigt doch selbst solch' groben materialistischen Vorstellungen! Dabei ist Gottes Macht bedeutend eingeschränkt durch einen Nebengott, den Teufel. Arme Verrückte werden noch in alter abergläubischer Weise als von Teufeln besessen betrachtet, und selbst Jesus giebt sich damit ab, sie auszutreiben. Also auch das neue Testament entspricht nicht in allen seinen Theilen der Höhe des Gottesbegriffes, wie ihn unsere Zeit nothwendig fordert und wie er durchaus als sittliches Vorbild gedacht werden muß.

### d) in pädagogischer Beziehung.

Weder in geistiger noch sittlicher noch theologischer Beziehung giebt der heutige Religionsunterricht, weder in der Schule noch in der Kirche, weder unsern Kindern noch unserem Volke das, was ihren Bedürfnissen entspricht. Aber auch gegen die Grundsätze unserer neueren Pädagogik verstößt derselbe vollständig.

Aller Unterricht soll das Kind naturgemäß entwickeln. Er soll also an den Bewußtseinszustand des Schülers an-

knüpfen, daher anschaulich sein, darum vom Nahen, Bekannten zum Fernen, Unbekannten fortschreiten. In der Naturgeschichte beschreibt man nicht mehr Thiere und Pflanzen, wie es früher geschah, durch bloße Worte, sondern man bringt die zu beschreibenden Exemplare den Schülern zur Betrachtung und Beobachtung vor die Augen. Man sucht in der Erdkunde nicht mehr seinen Stolz darin, den Schüler die Namen der Berge, Flüsse, Inseln u. s. w. mechanisch auswendig lernen zu lassen, sondern bringt ihm das Verständniß geographischer Verhältnisse durch Anschauung bei, indem man an der Umgebung des Kindes, an seiner Heimath die elementaren, geographischen Vorstellungen entwickelt. Auch die Erzählungen, welche man dem Kinde vorführt, wirken nur dann, wenn sie vom Kinde richtig verstanden werden, d. h. aber vom Naheliegenden ausgehen, also anschaulich sind. In allen Unterrichtsfächern berücksichtigt man diesen Grundsatz, nur der Religionsunterricht ist auch hier im Zustande der Erstarrung zurückgeblieben. Denn die biblischen Geschichten sind für das Kind fast gar nicht anschaulich und daher dem Kinde wenig interessant.

Interessant ist dem Kinde nur, was seinem Verständniß angemessen ist, was von demselben plastisch, anschaulich erfaßt wird. Nun ist unser Kind ja seinem Bewußtseinszustande wie seinem leiblichen Organismus nach ganz und gar das Erzeugniß unserer Familie, unserer Sitten und Gebräuche, unserer Anschauungen, unserer gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen. Nur diese sind ihm bekannt, und auch diese nur zum kleinsten Theile. Mit all diesen dem Kinde bekannten und seinem Verständnisse nächsten Verhältnissen stehen nun aber im vollsten Gegensatze die Verhältnisse jenes alten morgenländischen Volkes. Wenn diese Verhältnisse der gelehrte Theologe erst durch lange, mühevolle geschichtliche Forschungen anfängt zu verstehen, wie sollen sie dem Kinde faßlich und anschaulich sein? Statt dem Kinde Erzählungen vorzuführen, die das Gewand unserer Zeit in einer dem kindlichen Verständnisse entsprechenden Weise tragen, versetzt man

das Kind um Jahrtausende zurück in Länder, deren Scenerie ihm ganz fremd ist, zu Menschen, deren staatliche, gesellschaftliche, sittliche, geistige Zustände gänzlich von den unsrigen abweichen und die nicht über, sondern weit unter den unsrigen stehen. Man hat gesagt, eben weil die alten Juden noch auf einer tieferen Stufe der Menschheit ständen, eben deshalb seien die Erzählungen von ihnen dem kindlichen Bewußtseinszustande gerade entsprechend. So müßten also die alten Juden noch auf der Kindheitsstufe der Menschen stehen, eine Behauptung, welche die vergleichende Menschheitskunde als durchaus unrichtig zurückweisen muß, denn wenn auch noch auf einer niedrigen Stufe, so stehen die alten Israeliten auf der Kindheitsstufe gewiß nicht mehr. Aber es bedarf gar keiner langen wissenschaftlichen Verhandlung, um die Behauptung zu widerlegen, diese Geschichten seien für das Kind passend. Würden uns in der Bibel Geschichten erzählt von den Kindern der alten Juden, so würden diese zum Theil unsern Kindern verständlich sein; ob auch passend, ist eine andere Frage. Nun erzählen aber die Geschichten doch fast immer nur von erwachsenen Juden. Und zwar was von ihnen? Gerade das, was unserm Kinde noch gar nicht interessant ist, weil es seinem Entwicklungszustande gemäß noch gar nicht in seinem Vorstellungskreise liegt: ihre Heirathen, ihre Vielweiberei, ihre Unsittlichkeiten, ihre Viehzüchtereien, ihre Staatsverhältnisse, ihre Streitigkeiten, Kriege u. s. w., alles Dinge, die wohl den Erwachsenen interessiren, nicht aber das Kind. — Man hat ferner gesagt, die biblischen Erzählungen seien deshalb passend, weil sie Familiengeschichten seien, also sich gerade wie das Kind innerhalb der Familie bewegten, folglich dem Kinde erst recht verständlich wären. Aber abgesehen davon, daß diese Familiengeschichten gerade die Dinge erzählen, welche jede gebildete Familie den Kindern verbirgt, so ist ja auch die altjüdische Familie eine völlig andere als die unsrige, einfach deshalb, weil sie auf Vielweiberei beruht, also durchaus andere Familienverhältnisse erzeugt als unser Kind sie kennt. Als Fami-

liengeschichten sind diese Familiengeschichten dem Kinde mithin gewiß weder verständlich noch dürfen sie als sittliches Vorbild gebraucht werden; im Gegentheil sind gerade sie es, welche dem Kinde zu seinem größten Schaden den Schleier der Unschuld zu früh von den Augen reißen. Der schlagendste Beweis dafür, wie wenig diese Erzählungen das Kind wirklich interessiren, mögen die Schüler auch beim Unterrichte durch die Lehrweise eines Lehrers gefesselt einige Aufmerksamkeit zeigen, ist dieser, daß sie auf das Verhalten und das Handeln des Kindes beinahe gar keinen Einfluß haben. Sie werden zwar mühsam dem Gedächtniß eingegraben, aber sie beschäftigen (mit schlimmer Ausnahme derer, welche Unzüchtigkeiten schildern) die Fantasie des Kindes nicht weiter. Ich glaube, jeder wird sich aus seiner Kindheit erinnern können, daß wir damals zwar von Feen und Elfen, Hexen und Zauberern, wie sie uns in den Märchen geschildert waren, geträumt und fantasirt haben; daß wir zwar Robinson und Lederstrumpf gespielt haben, nie aber an Lot und Abraham gedacht haben, als wenn wir mußten; daß wir niemals, wie wir es mit andern Geschichten thaten, uns die biblischen Erzählungen durch Spielen lebendig gemacht haben, was das deutlichste Zeichen dafür ist, wie wenig das Kind innerlich davon selbst interessirt wird, d. h. aber wie wenig Anschauliches die biblischen Geschichten für das Kind haben. Diesen Mangel derselben kennen auch die Lehrer sehr wohl und suchen ihm durch verschiedene Mittel abzuhelfen z. B. dadurch, daß sie den Kindern Bilder wie die Schnorr'schen vorführen. Indessen dies verbessert in Wahrheit den Mangel keineswegs, denn erstens fragt es sich noch, ob diese Bilder naturgetreu die Menschen jener Zeit wiedergeben; zweitens aber, dieses selbst angenommen, so können Bilder doch immer nur das ganz Aeußerliche, wie Gestalt, Kleidung, Waffen und auch dieses nur unvollkommen wiedergeben, eine Verdeutlichung aller mehr innerlichen Zustände, der staatlichen und sittlichen Verhältnisse giebt das Bild ja doch nicht. — Auch ein anderes Mittel ergreifen manche zur Veranschaulichung der

biblischen Erzählungen. Sie verlegen nämlich dieselben ganz und gar in unsere Zeit, als ob sie sich heute zugetragen hätten. Aber abgesehen davon, daß die geschichtliche Wahrheit dadurch aufs ärgste verletzt wird, so kommen dabei auch die größten Ungereimtheiten heraus, die einerseits dienen, den Geist des Kindes zu verwirren, andrerseits durch ihre komischen Gegensätze die Geschichten selbst in's Lächerliche ziehen. (S. Anm. 11).

Nicht blos durch die angeführten psychologischen Gründe sondern auch durch die Thatsachen der Erfahrung wird zur Genüge bewiesen, wie wenig dem Kinde die biblischen Erzählungen verständlich sind. Als Belege gebe ich (in Anm. 12) eine Reihe kleiner Anekdoten, welche nicht erdichtet sind, sondern thatsächlich Geschehenes enthalten. Die Belege reden selbst eine so deutliche Sprache, daß ich zu ihrer Erläuterung nichts hinzuzufügen brauche. Nur hinsichtlich eines Punktes will ich auf die Folgen dieser Nichtanschaulichkeit und Unverständlichkeit hinweisen. Ich habe bereits oben gesagt, daß es dem Religionsunterricht durchaus darauf ankommen muß, einen hohen und reinen Gottesbegriff zu erzeugen und festzuhalten. Das Kind ist noch nicht im Stande, einen solchen zu fassen. Wenn es also von Gott hört, was macht es aus Gott? Einen Menschen sehr niedriger Art, wie es die Belege zeigen. Man mag das kindlich naiv nennen, man mag das belustigend finden, aber wer wird leugnen können, daß dadurch der Gottesbegriff durchaus in den Staub gezogen wird. Zwar wird man einwenden: das Kind selbst, wenn es allmählich erwächst, läutert nach und nach auch seine Gottesvorstellung und erwirbt sich einen reineren Gottesbegriff, so daß es nichts schadet, wenn es Anfangs auch im kindlich-naiven Irrthum über Gott ist. Indessen diese Läuterung findet in Wirklichkeit bei den allerwenigsten Menschen statt. Man prüfe doch nur die allermeisten Menschen, die in einer christlichen Schule gewesen sind, hinsichtlich ihrer Vorstellung von Gott, und man wird finden, daß sie sich ihren Gott nur als einen alten, guten Mann vorstellen, der sogar die Schwäche hat, all ihren kleinen selbst-

süchtigen Wünschen zu Willen zu sein, der mithin zum gehorsamsten Diener eines jeden beliebigen Menschleins herabsinkt. Ich behaupte, daß die Vorstellung, welche die meisten Christen von Gott und dem Himmel aus Schule und Kirche mitbringen, um kein Haar besser ist, als die Vorstellung des Muhamedaners von Allah und seinem Paradiese. Die italienischen und griechischen Räuber bitten Gott oder Christus oder Maria oder irgend einen Heiligen um Schutz und Beistand, bevor sie auf Raub ausziehen, und geloben ihm, wenn er hülfreiche Hand beim Diebstahl geleistet, auch einen Beuteantheil. Auch unter uns giebt es zahllose Menschen, welche in versteckter Weise dasselbe thun, steht doch vor allen Geschäftsbüchern, selbst der größten Schwindelgeschäfte, schön gedruckt zu lesen: Mit Gott — oder: Gott mit uns. Gerade weil man das Kind einerseits durch zu frühe Hinweisung auf Gott andrerseits durch die biblischen Erzählungen an eine niedrige Gottesvorstellung, die man besser eine Götzenvorstellung nennen würde, gewöhnt hat, so bleibt diese meistens auch späterhin haften. Nun soll aber Gott vor allen Dingen unser sittliches, höchstes Ideal sein. Wenn aber dieses sittliche Vorbild nur so beschaffen ist, wie das Kind die Vorstellung davon aus der Religionsstunde mitbringt, wie soll da der Gottesbegriff eine wahrhaft läuternde Kraft haben?! Ein solcher Gottesbegriff wird zuletzt dem Menschen zum Popanz, den er ebenso wenig wahrhaft achtet, wie der Wilde seinen Fetisch, den derselbe prügelt und zerschlägt, wenn er ihm keine gute Beute bescheert hat. (S. Anm. 13). Dieser Gottesbegriff führt vielmehr zur Gottesverachtung als zur Gottesverehrung. (S. Anm. 14). Auch hier muß im Unterricht eine durchgreifende Aenderung eintreten.

Aber noch von einer andern Seite her leidet in pädagogischer Hinsicht der Religionsunterricht an einem großen Mangel, insofern nämlich, als er den Lehrer in eine durchaus unzuträgliche Stellung zu seinen Schülern bringt, und gerade beim Religionsunterricht gar zu leicht das Vertrauen verloren

geht, welches der Schüler zu seinem Lehrer haben muß, soll der Unterricht nicht gänzlich erfolglos sein.

Der geweckte Schüler merkt bald eine große Menge von Widersprüchen zwischen dem, was in der Religionsstunde gelehrt wird und dem, was er sonst erfährt. Beunruhigt darüber wird er fragen und zwar zunächst seinen Lehrer, der ihm ja Autorität ist. Was soll der Lehrer nun dem Kinde antworten, wie ihm über seine Zweifel hinweghelfen, die er selbst, will er ehrlich sein, ja nicht lösen kann. Zur Ehre Deutschlands will ich annehmen, daß es in unserem Vaterlande keinen Lehrer mehr giebt, der seinem Schüler für einen derart ausgesprochenen Zweifel mit Gewalt den Mund stopft. Der Lehrer könnte also erstens den Schüler mit der Ausrede abfertigen: Das verstehst du jetzt noch nicht, später wird es dir schon klar werden. Angenommen es läge ein Gegenstand wirklich noch gar nicht im Verständnißkreise des Schülers, so wäre gegen diese Antwort nichts einzuwenden — indes da der Schüler durch seine Aufmerksamkeit den Widerspruch selbst entdeckt hat, so hat er sein Verständniß für die Sache ja dadurch schon bewiesen, und in diesem Falle wäre die Ausrede des Lehrers einmal eine Anleitung zur Denkfaulheit, dann aber enthielte sie auch eine Unwahrheit hinsichtlich des Klarwerdens in späterer Zeit. Er könnte zweitens, auf die Frage des Schülers eingehend, die Widersprüche zu beseitigen suchen; dies könnte aber immer nur durch Künsteleien, mithin auf Kosten der Wahrheit geschehen. Er würde das geweckte Kind damit wahrscheinlich nicht beruhigen, im Gegentheil leicht das Mißtrauen desselben gegen sich wachrufen; oder aber, angenommen er beruhigte es wirklich, so hätte er dann auf alle Fälle Verwirrung und Unklarheit im Kinde erzeugt, weil er den offenbaren Widerspruch ja nur durch Verhüllung und falsche Auslegung beseitigen konnte; zugleich hätte er damit dem Schüler eine Anleitung zum Lügen gegeben, insofern derselbe, an derlei zweideutige Auslegungen von Seiten seines Lehrers bereits in der Schule gewöhnt, sich auch im späteren Leben nicht scheuen

würde, derartige Verdrehungen auf anderem Gebiete zu gebrauchen. Der Lehrer könnte drittens die Widersprüche zugeben, aber zu derselben Aushülfe greifen, zu welcher im Mittelalter die Philosophen ihre Zuflucht nahmen, als sie die „doppelte Wahrheit" erfanden. Er könnte sagen: „Für unsern Verstand ist das freilich ein Widerspruch, aber nicht für unsern Glauben"; oder wie man es häufig hört: „Die Bibel ist kein Lehrbuch, sondern ein Glaubensbuch. Du mußt es glauben, obgleich es falsch scheint." Credo quia absurdum, wie Tertullian sagt. Einerseits würde der Lehrer den Zweifel des ernsten Schülers keineswegs ersticken, andrerseits aber die Grenze zwischen Wahrem und Falschem durchaus verwischen und dem Schüler jeden logischen und damit auch jeden sittlichen Maßstab über Recht und Unrecht aus der Hand nehmen. Der Lehrer könnte viertens die Widersprüche schlechthin zugeben; dann führt er selbstverständlich das Ansehen der Bibel auf ihr natürliches Maß zurück und muß auch die nothwendigen Folgerungen zugeben, die der Schüler zweifelsohne daraus ziehen wird. Der Lehrer könnte fünftens die Widersprüche von vornherein verheimlichen etwa dadurch, daß er dem Schüler in biblischen Geschichtsammlungen nur einen verstümmelten Text oder ihm eine „mundgerecht" gemachte Volksbibel giebt oder ihm auch die Bibel geradezu verbietet. Alle drei Fälle enthalten in sich eine Veruntreuung, eine durch keine jesuitische Wendungen zu rechtfertigende, absichtliche Fälschung, eine einfache Verletzung des siebenten und achten Gebotes. Muß erst die Religion zu solchen Mitteln greifen, so hat Schopenhauer Recht, wenn er sagt: „die Religionen sind wie die Leuchtwürmer; sie bedürfen der Dunkelheit, um zu leuchten." Ein sechster Fall wäre noch möglich, nämlich der, daß der Lehrer die Widersprüche selbst nie gemerkt hätte. Dann verdiente er überhaupt nicht, Lehrer zu sein; seine Dummheit würde wahrscheinlich auch die Kinder so sehr anstecken, daß auch sie niemals zum Denken gelangten und sich ebenfalls nicht der Widersprüche bewußt würden. Ein Landpastor auf

der jenaischen Lehrerversammlung wandte ein, daß seine Schüler niemals ihm derartige zweifelsüchtige Fragen vorgelegt hätten; indessen dieser Landpastor that auch den großen Ausspruch, die Wissenschaft müsse doch noch wieder dahin kommen, alles in der Bibel für buchstäblich richtig zu halten. Gegen derartige Lehrer muß das deutsche Volk denjenigen Theil seiner allgemeinen Wehrpflicht in Anwendung bringen, der in der allgemeinen Pflicht sich zu wehren besteht.

In welcher mißlichen Lage sich die Lehrer gerade im Religionsunterrichte befinden, wissen sie selbst am allerbesten. Kraft ihrer sonstigen Bildung müssen sie in Widerspruch treten zu dem, was sie kraft ihres Amtes für Wahrheit ausgeben sollen. So werden sie entweder Heuchler, oder sie haben allerlei Unannehmlichkeiten von Seiten einer gewissen lichtscheuen Partei zu gewärtigen, oder aber sie werden einfach gleichgültig und leichtsinnig gegen das, was gerade dem Lehramte das Heiligste sein muß: die Wahrheit.

Noch ein Fall, der häufig eintritt, darf nicht unerwähnt bleiben, daß nämlich die Autorität des Lehrers gerade im Religionsunterrichte sich vielfach im Widerspruche befindet mit der Autorität des Elternhauses, zumal des Vaters. Der Lehrer sagt: „Es giebt einen Teufel.“ — Der Vater sagt: „Es giebt keinen Teufel. Der Teufelsglaube ist ein Aberglaube, der sich mit dem Begriff eines wahrhaft sittlichen, allmächtigen Gottes schlechterdings nicht verträgt.“ Das Kind gebildeter Eltern traut seinem Vater meistens mehr als seinem Lehrer, und was hilft diesem nun all sein Lehren und Reden! Sein Ansehen dem Kinde gegenüber schwindet ebenso dahin, wie die Achtung des Volkes vor dem Stande der Geistlichen offenbar immer mehr abnimmt. Viele einzelne Geistliche zwar achtet man um ihrer Person willen, aber kaum noch wegen ihres Standes, wie es früher geschah, und wie es in katholischen Gegenden auf dem Lande auch jetzt noch der Fall sein mag. Unser Volk ist längst zu der Einsicht gekommen, daß der schwarze Rock weder den frommen Mann noch den klugen

Mann macht. Die Zahl derer, welche sich dem geistlichen Stande widmen, verringert sich daher auch naturgemäß mit jedem Jahre. Viele Schüler beziehen zwar noch die Universität, um Theologie zu studiren, aber ein großer Theil derselben „sattelt um" und widmet sich einem anderen Fache. Denn abgesehen davon, daß die Studenten der Theologie von den andern Studenten, besonders den Medicinern und Naturwissenschaftlern, vielfach geneckt und gehänselt werden, so machen sie auch, wenigstens die Gescheuten unter ihnen, an sich bald dieselbe Erfahrung, welche ein Professor, der noch als Docent von der Theologie zur Sprachwissenschaft überging, ungefähr so ausdrückte: „Je mehr man Theologie studirt, um so weniger kann man Theologe, wenigstens nicht practischer Theologe, bleiben." So sehr steht sogar innerhalb der Theologie schon die Wissenschaft im Widerspruche mit der Praxis derselben! Unter solchen Umständen wird es mit der Zeit dahin kommen, daß gerade die guten Köpfe sich gar nicht mehr dem Theologenstande zuwenden, wovon dann die unausbleibliche Folge ist, daß derselbe allmählich geistig und sittlich in sich verrottet, also immer weniger einen bildenden Einfluß auf das Volk auszuüben vermag und darum immer mehr sein Ansehen verliert. (S. Anm. 15.)

## IV.

Welches sind nun die unausbleiblichen Folgen, die dieser Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft, Glauben und Denken, Religionsunterricht und übrigem Unterricht auf den Menschen heutzutage hat? Welchen Einfluß übt dieser Gegensatz auf die Entwicklung des Schülers, des Jünglings, des Mannes in unserer Zeit nothwendig aus? Ich spreche hier nicht blos aus meiner eigenen, sondern der Erfahrung vieler mir bekannter Männer, ja selbst Frauen, und die Zustimmung, welche meine Worte auf der jenaischen Lehrerversammlung fanden, haben mir gezeigt, wie auch die Lehrer, die ja gerade

durch ihr Amt am meisten angetrieben sind, über diese Sachen nachzudenken, längst ganz ähnliche Erfahrungen an sich gemacht haben, wenn sie auch nicht immer den Freimuth hatten, offen ihre Gedanken zu bekennen. Aber es ziemt ihnen bei der hohen Würde ihres Amtes nicht, zu schweigen — wenn es sich, wie gerade jetzt, um ihre geistige Freiheit oder geistige Knechtschaft handelt.

Der junge Mensch hat in seiner Kindheit gemeint, was in der Bibel stehe, sei alles wahr; die Religion, deren Quelle die Bibel sei, lehre nichts Falsches. Später aber hat er eine große Menge von offenbaren Irrthümern, Unzulänglichkeiten und Unzuträglichkeiten gefunden. Also ist es nicht wahr, sagt er sich, daß die Bibel ganz wahr ist; also lehrt die Religion Falsches. Jetzt erhebt sich die Zweifelsucht und drückt alle ihre Stacheln in das jugendlich empfängliche Gemüth ein. „Der Religionslehrer hat doch auch eine gewisse Kenntniß von anderen Wissenschaften, wie er sie als ein gebildeter Mann ja haben muß. Warum hat er uns also nicht gleich die Wahrheit gesagt? Er hat sie uns wohl gar absichtlich verschwiegen, er hat uns getäuscht, er hat uns belogen. Das sind also die Lehrer, die da lehren: Du sollst nicht lügen.“ So wallt das jugendliche, für die Wahrheit noch begeisterte Gemüth leidenschaftlich auf; es verliert das Vertrauen zu seinen Lehrern; und da ihm Bibel und christliche Religion dasselbe zu sein scheint — denn so hat man ihm fälschlich gelehrt, obgleich es ja das Christenthum gab, lange bevor das neue Testament geschrieben war (S. Anm. 16) — so verliert er nun auch bald das Vertrauen zu der christlichen Religion. Wenn die Schöpfungsgeschichte nicht wahr ist, wenn die Wundererzählungen Fabeln sind — so schließt es nun weiter — so ist auch wohl die ganze Heils- und Erlösungsgeschichte nur erfunden; so lehrt das Christenthum überhaupt nichts Richtiges. Jetzt sucht das zweiflerische Gemüth begierig nach Beweisen gegen das Christenthum. Alle Schändlichkeiten und Verbrechen, welche von der Kirche und den Priestern im Laufe der Geschichte

verübt sind, gebraucht es jetzt als Beweise gegen das Christenthum, indem es fälschlich wiederum Kirche und Christenthum verwechselt: denn in der Schule hat man ihm ja gelehrt, daß Kirche und Christenthum eines und dasselbe sei, was durchaus unrichtig ist, da es ja das Christenthum gab, lange bevor die Kirche existirte. Der junge Mensch gebraucht sie nun als Belege dafür, daß ein Christ sein noch nicht verhindere, ein schlechter Mensch zu sein; daß es folglich eine höhere Würde sei, ein guter Mensch zu sein als ein Christ zu heißen. So wirft er das Christenthum von sich, er schüttet das Kind mit dem Bade aus, indem er ganz den hohen sittlichen Kern des Christenthums, die Lehre von der Feindesliebe, verkennt, und dieser Kern ist doch die Hauptsache. Wahre Religiosität fragt nicht nach Dogmen und Wortformeln, sie fordert werkthätige Liebe. Ob Christ, ob Jude, ob Buddhist, ob Muhamedaner — sie sind dann wahrhaft religiös, wenn sie gute Menschen sind. In diesem Sinne waren unsere großen Dichter, Denker und Forscher religiös, freilich gar nicht im Sinne pharisäerhafter Kirchlichkeit. In diesem Sinne sagt Schiller:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus Religion.

In diesem Sinne schreibt Lessing seinen Nathan den Weisen. Goethe's Faust und Lessing's Nathan sind sozusagen das dichterische Bild und Vorbild unserer Zeit. Faust ist der moderne Mensch, der sich aus dem mittelalterlichen Zustande der Glaubensknechtschaft losringen will zur Wissensfreiheit; Lessing's Nathan zeigt das Ziel, wohin die wahrhafte Religiosität des sittlichen Menschen heute zu streben hat. (S. Anm. 17.) Gutsein, das ist die wahre Religion. Wer ein guter Mensch ist, der ist der wahre Christ, und wüßte er auch von Christus gar nichts. Einer der ersten Kirchenväter, Justinus, der für das Christenthum den Märtyrertod starb, dachte noch in diesem wahrhaft christlichen Sinne, und so nannte er die großen Philosophen der griechisch-heidnischen Welt, Sokrates, Plato und Heraklit „Christen vor Christus". Auch der Kirchenvater Athenagoras

sieht noch in den Lehren jener Philosophen die Wirksamkeit des göttlichen Geistes, nur daß dieselben gemeint hätten, die Wahrheit selbst gefunden zu haben, während Propheten und Apostel es wüßten, daß sie nur gleich Blasinstrumenten sich zum Hauche Gottes verhielten. „Dieser ist entweder einer von den unsrigen oder ein Fremder, so rechnen Menschen von niederem Sinne; Männer von edler Handlungsweise dagegen betrachten die ganze Erde als ihre Familie“, sagt ein indischer Spruch. (S. Anm. 18.) Freilich die meisten unserer heutigen Priester sind weit entfernt von dieser echten Christlichkeit. Sie wollen die Menschen beherrschen, statt sie belehren, sie wollen Gott in leere Buchstabenformeln einzwängen und sehen nicht ein, wie sie hochmüthig sich damit selbst über Gott setzen; zu frevelhaften Beherrschern Gottes und der Menschen machen sie sich statt zu echten Gotteskindern und wahren Menschensöhnen. Sie wollen freilich keinen Papst, ihn, der sich jetzt zum Gott auf Erden gemacht hat; aber nur um selbst kleine Päpste, Götterlein auf Erden, zu sein. (S. Anm. 19.) Sie suchen die Religion und die Religiosität in leeren Formeln und Ceremonien, und Jesus Christus doch gerade war es, welcher den ganzen Formelkram als leere Heuchelei verwarf. Ihr Gott ist der Buchstabe, das Ceremoniell, die fromme Grimasse; sie sind wohl Pharisäer, aber keine Samariter. Die Hauptsache des Christenthums: Liebet Eure Feinde! machen sie zur Nebensache — die Nebensache, das Dogma, beten sie an als ihren Götzen, und doch hat Christus selbst die Dogmen gar nicht gelehrt. Sie stehen gar nicht einmal in der Bibel und sind erst späterhin durch Concilien von Menschen, die dem Irrthum wie alle anderen Menschen unterworfen waren, auf philosophisch-speculativem Wege gemacht, gemacht unter Zank und Streit, unter Strömen von Blut, durch Ränke und Schliche, nicht anders, wie in unserem Jahrhunderte das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit. Daher herrscht auch in dem Glauben an die Dogmen in der Christenheit gar keine Uebereinstimmung; die griechische Kirche lehrt andere als die römische,

die lutherische andere, als die reformirte u. s. w., und doch nennen sich alle Christen, der deutlichste Beweis, daß die wahre Christlichkeit nicht abhängt von dem Dogmenglauben. Weil diese Dogmen erst späterhin gemacht sind, deshalb kennen die ersten christlichen Schriftsteller und Kirchenväter sie auch gar nicht, gerade wie sie unter uns wohl die wenigsten kennen, obgleich sie doch sich Christen nennen. So weiß Justinus der Märtyrer (geb. 103; † 167) noch nichts von der Dreieinigkeit; der Sohn Gottes ist bei ihm nicht gleich ewig mit Gott; zwar ist er geschaffen schon vor der Schöpfung der Welt, aber nicht von Ewigkeit her, wie der Vater; und der heilige Geist ist bei ihm nur ein Engel aus der Zahl der anderen Engel. So ist auch bei dem Kirchenvater Theophilus († 186) der heilige Geist noch gar nicht eine Gott dem Vater gleichgeordnete Person. Bald setzt Theophilus ihn gleich der Weisheit Gottes, bald unterscheidet er ihn von ihr. Origines, der Schüler des zur christlichen Katechetenschule in Alexandria gehörenden Clemens Alexandrinus, denkt zwar die Erschaffung des Sohnes als ewig und den heiligen Geist als über alle Geschöpfe erhaben, aber von der strengen Dreieinigkeitslehre weiß er noch nichts. Diese wurde ja auch erst von dem Bischof Athanasius gemacht, auf dem aus 318 Bischöfen bestehenden Concil von Nicaea (im J. 325) angenommen und erst im J. 381 auf der Synode in Konstantinopel bestätigt. Der Bischof Arius, der da lehrte, daß Christus der Sohn von Gott dem Vater verschieden wäre, wurde verdammt, aber gerade die germanischen Völker wie die Gothen, Vandalen, Langobarden, die durch Arianische Missionäre bekehrt waren, beharrten noch Jahrhunderte lang in dem von Arius gepredigten Glauben. Ebenso wurde die Lehre, daß Christus sowohl Gott als Mensch sei, und wie das Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in ihm zu fassen sei, auf verschiedenen Concilien erst berathen; sie rief blutige Kämpfe hervor, bis sie endlich von despotischen Kaisern, welche zuvor durch Geld, Weiber und Eunuchen bearbeitet waren, einer zum größten Theil kläglichen Geistlichkeit

anbefohlen wurde. Indes ein einheitlicher Glaube hinsichtlich der zwei Naturen in Christo besteht noch heutzutage nicht in den verschiedenen christlichen Kirchen. Auch die Lehre von der Erbsünde wurde erst von dem Bischof Augustinus († 430) gemacht, und man muß wissen, daß diese sämmtlichen Glaubenssätze viel mehr auf Grund griechisch-philosophischer Lehren, als auf Grund der ursprünglich christlichen Anschauungen ersonnen sind.

Aber zurück zu unserer Entwicklung! In ihrem weiteren Fortschreiten hat jene Zweifelsucht des jungen Menschen nun einen zweifachen Verlauf, jenachdem der jugendliche Zweifler ein ernstes, zur Sittlichkeit neigendes Wesen hat, oder leichtfertigen Sinnes ist. Der ernstangelegte wird sich durch die innerliche Qual und Pein, welche der Kampf ihm kostet (S. Anm. 20), denn es wird ihm nicht leicht, seinen von Kindheit an in sich gehegten Gewohnheitsaberglauben auszurotten — er wird sich hindurcharbeiten und zu dem Ergebniß kommen: daß die Hauptsache im Christenthum sei, ein sittlicher Mensch zu sein; er wird sich bestreben, ein solcher zu werden; er wird sich allmählich selbst eine Art sittlichen Lebenssystemes machen, falls er nicht schon ein derartiges System fertig vorfindet und sich demselben anschließt. Somit wird er wahrhaft sittlich d. i. wahrhaft religiös d. h. wahrhaft christlich zu sein suchen. Der Leichtfertigere aber, der nicht geneigt ist zum ernsten Denken, sondern den raschen Genuß vorzieht, er ist schlimm daran. In der Schule hat man ihm in der Religionsstunde gelehrt: du mußt sittlich sein, weil die Religion, nämlich die der Kirche es verlangt, weil den Bösen die Hölle, die ewige Verdammniß erwartet, während dem Guten der Himmel bevorsteht. Seine Sittlichkeit war also eine blos äußere, sie stützte sich nur auf die unsicheren Dogmen, auf die Furcht vor Strafe im Jenseits, auf die Hoffnung auf Lohn im Jenseits. Jetzt sind die Dogmen gefallen, Furcht und Hoffnung ist weg, Himmel und Hölle sind ihm Chimären, die Religion der Kirche ist ihm ein Popanz, womit man Kinder schreckt. Was hat er also zu fürchten? Nichts!

Warum soll er also nicht die kurze Spanne des Lebens genießen? Es lebe die Sinnlichkeit, es lebe die Frivolität! das wird jetzt sein Feldgeschrei, darauf gründet er jetzt sein Lebenssystem. Zum Genießen gehören aber Genußmittel. Das Mittel, wofür alles andere feil steht, ist das Geld. Also Geld muß herbeigeschafft werden, Geld vor allen Dingen und nochmals Geld, und Geld ohne Ende! Hätte man ihn die Pflicht der Sittlichkeit von Kindheit an gelehrt ganz ohne die Rücksicht auf die religiösen Dogmen, so hätte er zwar auch die Dogmen bezweifelt und sie über Bord geworfen, aber seine Sittlichkeit wäre unerschüttert geblieben. Jetzt, da er die Kirchenreligion und die Sittlichkeit für verknüpft hält, da er fälschlich glaubt, sie bedingten sich gegenseitig, so wirft er nun auch das Sittengesetz als falsch bei Seite, weil er die Religion als falsch erkannt hat.

Ich habe oben bereits gezeigt, wie unsere Zeit bei weitem sittlicher ist als die früheren Zeiten waren. Aber wir befinden uns gerade jetzt an einem schwierigen Wendepunkte, der zu einem verhängnißvollen Rückschritt und Verfall auf sittlichem Gebiete führen kann, wenn nicht Staat und Schule die Mittel ergreifen, welche allein das gefährdete Schiff der gebildeten Menschheit durch den Strudel hindurchbringen können. Die Gefahr ist diese: Da die geistige Schärfe durch die erhöhten Anforderungen, welche heutzutage das Leben und darum die Schule an den Menschen stellt, immer mehr entwickelt wird, so reißt auch die Zweifelsucht hinsichtlich der Religion immer mehr ein. Bei weitem der größere Theil der Menschen hat aber von Natur viel mehr Hang zum leichtfertigen Genuß, als zu strenger, ernster Pflichterfüllung. Da nun die Dogmenreligion und die Sittlichkeit noch immer als untrennbar sich bedingend gelehrt werden, so geht eine ungeheure Zahl von Menschen heute den Weg des leichtfertigen Zweiflers und fällt dem sittlichen Verderben anheim. Sie werden Geldspeculanten und Börsenschwindler; öffentlich und im Großen treiben sie Hazardspiele, die doch im Kleinen und in bei weitem un=

schädlicherer Weise verboten sind. Der gänzlich verfehlte Religions- und Sittenunterricht ist es, welcher die Menschen moralisch kraft- und haltlos macht. Kein Wunder, daß dann Theorieen, wie sie heute die unteren Volksschichten zur Wuth erregen, einen so fruchtbaren Boden finden. Ohne wahrhaft sittliche Anschauungen; ohne Grundsätze wie sie sind, werfen sie sich den falschen Aposteln in die Arme und untergraben den Boden der Gesellschaft und des Staates. Das sind dann die Folgen des hohlen Aberglaubens, mit dem man die Menschen zwar gefüttert, aber weder gesättigt noch gekräftigt hat. Die tiefste und letzte Quelle des heutigen socialen Uebels ist der durchaus mangelhafte Sitten- und Religionsunterricht; hierher richte der Staatsmann seine Blicke und seine Arbeit und er wird das Uebel in der Wurzel vertilgen; alle anderen Bemühungen bleiben Stück- und Flickwerk. Nur ein einziges Mittel giebt es hier, um die gesammte Gesellschaft vor dem sittlichen Verfall und damit den Staat vor Unruhe und Verderben zu schützen: Ein Sittenunterricht, ganz getrennt von allem dogmatischen Beiwerk; um ihrer selbst willen muß die Sittlichkeit geübt und demgemäß der Unterricht gestaltet werden. Vor allem Deutschland und in ihm der führende Staat hat hier die Pflicht, diese Mittel zu ergreifen im Interesse nicht blos Deutschlands, sondern der Menschheit. Die Staaten, deren sittliche Grundlagen faul werden, brechen unfehlbar zusammen. Gerade das Große, welches unsere Zeit hat, der realistische, practische Sinn, wird dann eine schlimme Frucht tragen, wenn er nicht mehr von dem Ideale höchster Sittlichkeit gelenkt wird. Ohne dieses Ideal wird er den Menschen nach und nach leiblich und geistig zu Grunde richten, weil ohne dasselbe der Mensch zum bloßen Genußmenschen wird. Eben dann wird aber jener sonst vortreffliche Realismus zum Verderben, weil derselbe ja gerade am meisten im Stande ist, dem Menschen alles, was er wünscht, zu verschaffen, dann aber als Mittel nur zum schwächenden Genusse verwendet wird. Die Ideale der Dogmatik schwinden, aber die

Ideale der Sittlichkeit müssen bleiben. Der blos theoretische Idealismus ist Zeitverschwendung, er macht den Menschen handlungsunfähig. An seine Stelle tritt der Realismus, aber dieser erreicht erst dann das Höchste, wenn er sich in den Dienst des sittlichen Idealismus stellt. Der Realismus darf nur Mittel, nie letzter Zweck sein; der letzte Zweck alles unseres Handelns ist das sittliche Heil der Menschheit. Noch ist nichts verloren, noch ist unser Volk kernfest und gesund. Aber nehmet das Schwert über seinem Haupte weg, so lange es noch Zeit ist!

---

## V.

Von welcher Seite auch man den bestehenden Religionsunterricht betrachten mag, er bleibt immer der große Krebsschaden unserer Zeit. Eine gründliche Umgestaltung muß hier eintreten so bald wie möglich. Selbst viele Geistliche geben die Nothwendigkeit einer Umänderung bereits zu, wenn sie z. B. das Verlangen aussprechen, die Bibel so zu beschneiden und zurechtzulegen, daß sie als Volksbibel dem Volke „mundgerecht" würde. Man sehe nur die Thesen, welche der Pfarrer Völkel in Seebach bei Eisenach für die zweite Sitzung der jenaischen Lehrerversammlung angemeldet hatte. (S. Anm. 21.) Aber abgesehen davon, daß solche Verstümmelungen oben schon in das richtige Licht gestellt sind, so bieten sie auch niemals eine wahre Abhülfe, sondern bleiben immer Halbheiten, die zuletzt das Uebel sogar verschlimmern. Denn einmal werden durch die Verstümmelung dem Kinde die biblischen Erzählungen erst recht unverständlich, zweitens aber wird über kurz oder lang der erwachsende, junge Mensch doch die ganze Bibel in die Hand bekommen, und er wird dann erst recht das Vertrauen zur Religion verlieren. Unsere Zeit verlangt eine gründliche Heilung des Uebels, unsere leitenden Staatsmänner auf staatlichem Gebiete dulden keine Halbheiten, sie „schneiden gern aus ganzem Holze". Soll denn auf religiösem

Gebiete, um das Goethe'sche Wort weiter zu gebrauchen, immer nur „geleimt werden"?

Ich werde nun Vorschläge zur Abhülfe und Verbesserung machen. Ich besitze nicht den Unfehlbarkeitshochmuth, daß ich diese „Vorschläge" als unantastbare, schlechthin zu befolgende Gesetze hinstellen sollte. Man wird aber darüber berathen können; jedermann hat die Freiheit sie abzuändern, wenn sie nur dadurch verbessert und das Uebel dadurch gründlich geheilt wird. Aber man bedenke: Nihil magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum est, sed qua itur. (Seneca, de vita beata. cap. I.)

Auch der Religionsunterricht muß naturgemäß sein, er muß sich dem psychologischen Entwicklungsgange des Menschen in der Kindheit anschließen. Nun haben wir bereits oben gezeigt und es durch eine Menge von Belegen erhärtet, daß das Kind nicht im Stande ist, die hohen Begriffe der Religion zu fassen, daß es dieselben nur mißversteht, und daß die Folgen davon für die religiösen und sittlichen Anschauungen seines späteren Lebens über die Maßen schädlich sind. Hieraus ergiebt sich also von selbst, daß der Religionsunterricht erst in einem viel späteren Lebensalter zu beginnen hat, als es jetzt geschieht, daß er nicht den Anfang der Schulunterweisung bilden, sondern erst dann eintreten muß, wenn der junge Mensch sein Denkvermögen an anderen Stoffen bereits soweit geübt hat, daß er die religiösen Begriffe verstehen kann. Man hat schon oft darauf hingewiesen, daß die Summe der Schuljahre für unsere Kinder in den Volksschulen gegenüber den heutigen Anforderungen des Lebens zu kurz bemessen ist; daß der Unterricht nicht mit dem 14. Jahre aufhören dürfe, denn gerade da komme erst eigentlich der Verstand, da erst pflege der Unterricht fruchtbar zu werden, gerade in diesem wichtigen Augenblicke werde er aber nach der heutigen aus früheren Jahrhunderten stammenden Sitte abgebrochen. Das ist durchaus richtig. Es wird nichts versäumt, sondern ent-

schieden für Gesellschaft, Staat und Menschheit ein Gewinn daraus erwachsen, wenn der obligatorische Unterricht in den Volksschulen bis zum 16. Lebensjahre fortgesetzt wird. Der Religionsunterricht sollte dann erst etwa mit dem 14. Jahre beginnen. Unser größter deutscher Denker auf dem Gebiete der Menschenkunde, dessen Werke einen in dem nächsten Jahrtausend nicht zu erschöpfenden Bildungsstoff für die Menschheit enthalten, Immanuel Kant hat schon in seinen 1803 herausgegebenen vortrefflichen Lehren über Pädagogik darauf hingewiesen. Er sagt so: „Was die Erziehung der Kinder in Absicht der Religion anbetrifft, so ist zuerst die Frage: ob es thunlich sei, frühe den Kindern Religionsbegriffe beizubringen? Hierüber ist sehr viel in der Pädagogik gestritten worden. Religionsbegriffe setzen allemal einige Theologie voraus. Sollte nun der Jugend, die die Welt, die sich selbst noch nicht kennt, wohl eine Theologie beigebracht werden können? Sollte die Jugend, die die Pflicht noch nicht kennt, eine unmittelbare Pflicht gegen Gott zu begreifen im Stande sein? So viel ist gewiß, daß, wenn es thunlich wäre, daß Kinder keine Handlungen der Verehrung des höchsten Wesens mit ansähen, selbst nicht einmal den Namen Gottes hörten, es der Ordnung der Dinge angemessen wäre, sie erst auf die Zwecke und auf das, was dem Menschen ziemt zu führen, ihre Beurtheilungskraft zu schärfen, sie von der Ordnung und Schönheit der Naturwerke zu unterrichten, dann noch eine erweiterte Kenntniß des Weltgebäudes hinzuzufügen und hierauf erst den Begriff eines höchsten Wesens, eines Gesetzgebers ihnen zu eröffnen.“ (J. Kant's sämmtl. Werke, Ausgabe Hartenstein. Bd. VIII. S. 507 ff.). Den Anfang des Unterrichts muß also Elementar-, Natur- und Sittenlehre bilden, dann erst folgt der theologische Unterricht. Hier tritt uns nun eine Schwierigkeit entgegen. Kant sagt: W e n n es thunlich wäre u. s. w. Die Kinder hören aber den Namen Gottes, sie sehen auch gottesdienstliche Handlungen. — Von dem Ansehen gottesdienstlicher Handlungen könnte man sie entfernt halten, ja es

wäre sogar gut, denn den Kindern nützt das Kirchengehen nichts, weil sie einmal das, was sie sehen und hören, nicht verstehen (S. Anm. 22), zweitens weil gerade der in der Kindheit erzwungene Kirchenbesuch (denn freiwillig geht fast kein Kind in die Kirche) sie später um so mehr die Kirche meiden macht, wie die Erfahrung hinlänglich lehrt. Sie hören aber den Namen Gottes. Nothwendig ist das auch nicht, denn man könnte durch Belehrung darüber die Erwachsenen dahin bringen, den Namen Gottes Kindern gegenüber nicht auszusprechen, zumal da dies ja meistens nur in Weise einer Interjection geschieht, was ja an und für sich schon ein entschiedener Mißbrauch des heiligen Namens ist. Aber angenommen sie hörten ihn und fragten: „Was ist Gott?“ so würde man die Kinder völlig befriedigen können, wenn man ihnen sagte: „Das wirst du später kennen lernen.“ Würde man doch einem Kinde, welches den Namen Spectralanalyse oder Infinitesimalrechnung hörte, auch nicht anfangen, diese Gegenstände zu erklären, weil ja das Kind sie doch nicht verstände. Wenn nun das Kind weiter forschte: „Ist Gott vielleicht dieses oder jenes?“ so würde es durchaus richtig sein zu sagen: „Nein, das ist Gott nicht.“ Man dürfte dem Kinde in dieser Beziehung immer nur verneinend antworten, weil *jede* bejahende Erklärung darüber das Kind zu einem Irrthum verleiten würde. (S. Anm. 23.) So will es auch Kant. Weil „nach unserer *jetzigen* Lage (die im übrigen verschwindet, sobald Lehrer, Eltern und Erwachsene sich vor dem Mißbrauch des Gottesnamens in Acht zu nehmen gelernt haben) die Kinder, meint er, den Namen Gottes hörten und sog. Diensterweisungen gegen ihn mit ansähen, so wäre es zu besorgen, daß sich verkehrte Begriffe z. B. Furcht vor der Macht des höchsten Wesens in die Fantasie des Kindes einnisten möchten.“ Deshalb „muß man (a. a. O.) den Kindern einige Begriffe von dem höchsten Wesen beibringen; doch muß dies nicht Gedächtnißwerk, bloße Nachahmung und alleiniges Affenwerk sein; diese

Begriffe müssen nur wenig an der Zahl und, wie gesagt, nur negativ sein."

Es muß also Elementar-, Natur- und Sittenlehre dem theologischen Unterricht vorausgehen. Es fragt sich nun, wie muß der Sittenunterricht gestaltet werden. Wir haben bereits gezeigt, wie schlimm es um diejenige Sittlichkeit steht, die keine andere Grundmauer hat, als die religiösen Dogmen: fallen diese, so stürzt jene. Die Sittlichkeit muß um ihrer selbst willen geübt, also auch ganz unabhängig von allem religiösen Dogma, von aller Theologie gelehrt werden. Kant sagt: „Religion ist das Gesetz in uns, insofern es durch einen Gesetzgeber und Richter über uns Nachdruck erhält; sie ist eine auf die Erkenntniß Gottes angewandte Moral. Verbindet man Religion nicht mit Moralität, so wird Religion blos zur Gunstbewerbung. Lobpreisungen, Gebete, Kirchengehen sollen nur dem Menschen neue Stärke, neuen Muth zur Besserung geben oder der Ausdruck eines von der Pflichterfüllung beseelten Herzens sein. Sie sind nur Vorbereitungen zu guten Werken, nicht aber selbst gute Werke, und man kann dem höchsten Wesen nicht anders gefällig werden, als dadurch, daß man ein besserer Mensch werde. Zuerst muß man bei dem Kinde von dem Gesetze, das es in sich hat, anfangen. Der Mensch ist sich selbst verachtenswürdig, wenn er lasterhaft ist. Dieses ist in ihm selbst gegründet, und er ist es nicht deswegen erst, weil Gott das Böse verboten hat. Das göttliche Gesetz muß zugleich als Naturgesetz erscheinen, denn es ist nicht willkürlich. Man muß aber nicht von der Theologie anfangen. Die Religion, die blos auf Theologie gebaut ist, kann niemals etwas Moralisches enthalten. Man wird bei ihr nur Furcht auf der einen und lohnsüchtige Absichten und Gesinnungen auf der andern Seite haben, und dies giebt dann blos einen abergläubischen Cultus ab. Moralität muß also vorhergehen, die Theologie ihr dann folgen, und das heißt Religion." Der Sittenunterricht muß deshalb ganz ohne theologisch-dogmatische Beimischung ertheilt werden. Weder darf die Bibel noch ein

nur auf Grund der Bibel verfaßtes Buch, wie die Katechismen sind, ihm zu Grunde gelegt werden. Es muß also ein Buch geschaffen werden, welches die Sittlichkeit lehrt und zwar in einer dem Kinde verständlichen Art, also nicht in abstracter Weise, sondern in ganz concreten Beispielen und Erzählungen, in denen nichts sein darf, das dem Kinde nicht ganz verständlich gemacht werden kann. Diese Beispiele müssen durchaus practischer Natur sein, sie müssen wirklich solche Fälle enthalten, in welche der Mensch heutzutage kommen kann. Sie dürfen deshalb nicht blos aus der Bibel genommen werden, weil (abgesehen von den oben bereits geltend gemachten Gründen) diese, einem anderen Zeitalter und anderen Verhältnissen entstammend, nicht mehr den Verhältnissen unserer Tage völlig congruent ist. Außer dem, was man aus der Bibel beibehalten wird, können diese Mustergeschichten genommen werden aus unserem täglichen Leben, aus dem Leben sittlich edler Männer, aus den Werken großer Dichter und Schriftsteller, endlich aus der Geschichte nicht blos unseres Volkes, sondern auch anderer Völker; nur dürften diese von fremden Völkern entlehnten Geschichten nichts enthalten, was erst durch gelehrte Erörterungen dem Kinde klar gemacht werden müßte, also dem Kinde nicht anschaulich wäre; sie dürften nur das einfach sittliche Verhältniß des Menschen zum Menschen schildern, wie es bei allen der Wildheit entwachsenen Völkern im Kerne dasselbe ist. So könnten z. B. als sittliche Muster nicht blos Christus, sondern auch andere große Religionsstifter wie Buddha und Confucius mit Vortheil hingestellt werden. Auch abschreckende Beispiele dürften nicht fehlen, nur müßte alles in ihnen auf durchaus natürlichem, dem Kinde ganz durchsichtigem Wege geschehen. Es müßte die Strafe, welche den Bösen trifft, niemals hingestellt werden als eine übernatürliche, mystische, sondern als eine, welche sich mit Naturnothwendigkeit aus der unsittlichen Handlung entwickelt, damit das Kind klar einsehen lernt, wie jede That rein in sich schon ihre nothwendige gute oder böse Folge trägt.

Man könnte ein solches Buch in verschiedene Abschnitte theilen oder auch je einen Abschnitt zu einem besondern Buche machen, welches für je eine Entwicklungsstufe bestimmt wäre. Einfache, ganz naheliegende Fälle für die Kleinen, zusammengesetztere für eine höhere Altersclasse, und so fort bis zu der Stufe der Erwachsenen hin. Dann wäre den Kindern die Sittenlehre interessant, dann von Einfluß auf ihr ganzes Handeln und Leben, dann ginge ihnen die Sittlichkeit in Fleisch und Blut über, und es wäre nicht mehr zu fürchten, daß sie im späteren Leben leichtsinnig die Bande der Sittlichkeit für immer zerrissen. Dann hätte auch das Volk ein Buch, aus welchem es sich in jedem Lebensalter einen wirklich practischen Rath und Belehrung holen könnte. Kant selbst hat schon an ein ähnliches Buch gedacht. Er sagt (a. a. O. S. 504): Unsern Schulen fehlt fast durchgängig etwas, was doch sehr die Bildung der Kinder zur Rechtschaffenheit befördern würde, nämlich ein Katechismus des Rechts. Er müßte Fälle enthalten, die populär wären, sich im gemeinen Leben zutragen, und bei denen immer die Frage ungesucht einträte: ob etwas recht sei oder nicht? z. B. wenn Jemand, der heute seinen Kreditor bezahlen soll, durch den Anblick eines Nothleidenden gerührt wird und ihm die Summe, die er schuldig ist und nun bezahlen sollte, hingiebt: ist das recht oder nicht? Nein, es ist Unrecht, denn ich muß frei sein, wenn ich Wohlthaten thun will. Und wenn ich das Geld dem Armen gebe, so thue ich ein verdienstliches Werk; bezahle ich aber meine Schuld, so thue ich ein schuldiges Werk. Ferner, ob wohl eine Nothlüge erlaubt sei? Nein! es ist kein einziger Fall gedenkbar, in dem sie Entschuldigung verdiente, am wenigsten vor Kindern, die sonst jede Kleinigkeit für eine Noth ansehen und sich öfters Lügen erlauben würden. Gäbe es nun ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nutzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht des Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren." — Ein derartiges Buch muß also geschaffen werden. Es muß

daher an alle einsichtigen Männer die Aufforderung ergehen, sich an der Herstellung eines solchen zu betheiligen, Rathschläge zu geben über seine Anlage im Einzelnen, Erzählungen vorzuschlagen u. s. w. Die Anordnung eines solchen Werkes müßte sich natürlich stützen auf den psychologischen Entwicklungsgang des Kindes. Ein solches Buch wäre auch immer der Verbesserung fähig, denn es dürfte natürlich nicht selbst zum starren Dogma werden, sondern im steten Flusse bleiben und sich immer mehr läutern. (S. Anm. 24).

Erst wenn durch Elementar- und Naturlehre der theoretische Verstand und durch Sittenlehre der practische Verstand d. h. das Gewissen erzogen ist, d. h. wenn der bleibende Kern aller Religion, die wahre Religiosität, die echte Frömmigkeit entwickelt ist, erst dann tritt der Unterricht in der Theologie hinzu. Dieser darf selbstverständlich nicht mehr dogmatisch sein, sondern geschichtlich. Es muß die Entwicklungsgeschichte der Religion gelehrt werden, aber nicht blos der christlichen, sondern aller Religionen, soweit nur unsere Kenntniß reicht. Jetzt kann auch die Bibel gelesen und erklärt werden, aber natürlich ebenfalls nicht dogmatisch, sondern rein geschichtlich. (S. Anm. 25). Das freilich werden pfäffische Geister am wenigsten wollen, weil dadurch ihrer eigennützigen Ansicht nach zu viel helles Licht in die Köpfe kommt, weil dadurch die geheimnißvolle Finsterniß vernichtet wird, in der allein der Heiligenschein pfäffisch-kirchlicher Scheinheiligkeit noch einigermaßen zu leuchten vermag; weil dadurch mit einem Worte die Menschen von dem Gängelbande der Priesterherrschaft befreit werden; weil dadurch erst eine Grundlehre des Christenthums, nämlich die, daß alle Menschen Priester sein sollen, verwirklicht wird. Aber gerade dieses von Jesus gelehrte allgemeine Priesterthum wollen die Priester am wenigsten, weil natürlich das allgemeine Priesterthum Jesu Christi die particularistisch-selbstsüchtige Herrschaft einer besondern Priesterkaste unmöglich macht. (S. Anm. 26). Durch den geschichtlich gehaltenen Unterricht in der Religion wird den

Menschen gezeigt werden, wie sich das Gottesbewußtsein bei den verschiedensten Völkern zeigt, hier edler, dort niedriger, wie es aber allenthalben und nicht blos bei den Christen zum Durchbruch kommt; es wird dadurch gezeigt werden, welches der höchste und edelste d. i. der relativ wahrste (denn vollständig können wir Gott ja nie erkennen) Begriff von Gott ist, und daß wir diesen Begriff allein festhalten müssen; es wird dadurch gezeigt werden, daß auch viele sog. Heiden nicht blos „glänzende Laster", wie die Kirche die Tugenden der Heiden geschmäht hat, sondern vielfach sogar „glänzendere Tugenden" als unzählige Christen hatten. Erst ein solcher Religionsunterricht wird sowohl geistig als sittlich veredlend wirken: geistig, insofern er über die Maßen interessant ist, uns das innerste Leben der Völker erschließt, uns die ausgedehnteste Welt- und Menschenkenntniß verschafft, und somit auch für unser practisches Leben uns eine brauchbare Richtschnur in die Hand giebt; sittlich, insofern er die Menschen von der fanatischen Wuth der Unduldsamkeit befreit, von der selbstsüchtigen, unsittlichen Meinung reinigt, nur die Kirchenchristen seien die Auserwählten, alle anderen die Verdammten. Er wird nicht blos zur Menschenkenntniß, sondern zur wahren Menschenliebe führen, zur brüderlichen Anerkennung des Nächsten, die danach strebt, den weniger Entwickelten durch wahrhafte Belehrung zu heben und zu befreien, nicht danach, ihn durch dogmatischen Glaubenszwang knechtisch zu unterjochen.

Unterrichtet so, und ihr werdet Menschen erziehen, wie sie unser Vaterland braucht, soll es in sittlicher und geistiger Kraft ein Leuchtstern für die Völker der Erde sein und bleiben. Unterrichtet so, und dann erst werdet ihr würdig sein, hinzugehen und zu lehren alle Völker und sie zu taufen nicht blos mit Wasser, sondern mit dem Geiste der Wahrheit und der Liebe. Unterrichtet so, und ihr werdet wahre Religion haben und hohe Sittlichkeit und echte Menschenliebe. Thut es aber nicht, und ihr werdet bald gar keine Religion mehr haben, ihr werdet die Sittlichkeit verfallen und die Menschenliebe sich in

Menschenfeindschaft verwandeln sehen. Aber nehmt den Menschen die Sittlichkeit, raubt ihnen die Menschenliebe, und es wird sein, als hättet ihr der Erde die Sonne genommen. Sie, nicht die Dogmenreligion, sind der Angelpunkt der Menschheit, sie sind der Kern aller wahren Religiosität, aller echten Frömmigkeit. Dogmen werden vernichtet, und Staaten erblühen in Macht und Ansehen; aber die Sittlichkeit verfällt, und die Staaten zerfliegen in Schutt und Trümmer!

Jena, den 15. October 1872.

# Anmerkungen.

Anm. 1. Vgl. Dr. J. H. Thomassen, Bibel und Natur. Allgemein verständliche Studien über die Lehren der Bibel vom Standpunkte der heutigen Naturwissenschaften und der Geschichte. 2. Aufl. Cöln und Leipzig 1872. S. 2 ff.

Anm. 2. Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen rc. rc. Unseren gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat seit geraumer Zeit mit großem Misfallen ersehen: wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums misbraucht; wie Ihr dies namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", desgleichen in anderen kleinen Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen; da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht, als Lehrer der Jugend und gegen Unsere, Euch sehr wohl bekannte, landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehsten Eure gewissenhafteste Verantwortung, und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen. Berlin, den 1. October 1794. Auf Seiner Majestät allergnädigsten Specialbefehl. Woellner.

Anm. 3. Vgl. J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. Bd. II. S. 238.

Anm. 4. Ueber Lessing, Schiller und Goethe vgl. ein soeben erschienenes, sehr zeitgemäßes Werkchen, welches sehr viele Stellen enthält, in denen sich jene drei großen Dichter und Denker über die Religion der Kirche und über ihre eigene Religion ausgesprochen haben: „Unsere drei Dichterheroen und das Pfaffenthum. Ein Trifolium classischer Zeugen gegen Ultramontanismus, Jesuitismus und Muckerthum. Von Adolph Kohut, Leipzig 1872." Ueber Herder vgl. Hermann Hettner, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrh. Drittes Buch. Braunschweig 1867. S. 62—101, wo die Hauptaussprüche Herder's über seine Religion gesammelt sind. S. 65 heißt es: „Die gewöhnliche Art, die mosaische Schöpfungsgeschichte

als eine göttliche Offenbarung über den Hergang der Schöpfung zu betrachten, erscheint Herder nicht nur unhaltbar, sondern von Grund aus verderblich, da sie den menschlichen Geist mit hohlen Begriffen erfülle und dem wirklichen Naturforscher, der da kommt, die Wunder der Schöpfung zu entdecken, so oft Ketten und Dolche oder wenigstens Verläumdung und Verfolgung schmiedet. Mit hinreißendem Feingefühl schildert Herder, wie der alte Dichter (des mosaischen Schöpfungsgedichtes) das Aufgehen des Lichtes über der Finsterniß dem Aufgehen der Morgenröthe, das uns in jeder Tagwerdung neu als Thatsache und als das große Wunder Gottes in der Natur erscheint, entlehnt hat und wie dieser Schöpfungsgesang Gott darum als 6 Tage arbeitend und als am 7. Tage ruhend darstellt, weil der Zweck des ganzen Stückes die Anordnung und Einweihung des Sabbaths war. Ganz in demselben Sinne faßte Herder die Geschichte der Sündfluth als ein Stück geschichtlicher Dichtung von einer Ueberschwemmung des Orients und die Geschichte Mosis als Ansätze eines hebräischen Nationalepos." Die einzelnen Bücher der Bibel nennt er „Localdichtungen" und „Nationalmärchen". Ueber seine von dem Kirchengott ganz abweichende Vorstellung vgl. die S. 77—83 abgedruckten Briefe u. a. „Herder's nächstes Streben war, diese seine neue philosophische Denkweise in die Betrachtung der Geschichte, der Religion und der Sittenlehre einzuführen (S. 83)." — „Gleich Lessing unterschied auch Herder auf's schärfste zwischen der christlichen Religion, wie sie ungewiß und vieldeutig die Kirchenlehre sei, und zwischen der Religion Christi, wie Christus als Mensch in höchster Vorbildlichkeit sie erkannte und übte und wie sie jeder mit ihm gemein haben könne und solle (S. 90)." S. 96 f.: „Der ist beglückt, der sein darf, was er ist. Dies Glück war Herder nicht zu Theil geworden. Er, der offen mit dem alten Kirchenglauben gebrochen hatte, war Geistlicher und Präsident der obersten Kirchenbehörde! Er, der strengsittliche und wahrheitliebende Mann, mit dieser steten Lüge auf der Seele; entsetzlich! Es ist deutlich zu sehen, daß Herder's Umgebung ein klares Bewußtsein von dem schneidenden Misverhältniß seiner Natur und seiner amtlichen Stellung hatte. Am offensten aber hat Herder selbst die Tragik seines Herzens ausgesprochen. Es war ein Schmerzensschrei aus tiefster Brust, wenn Herder in „Tithon und Aurora" sagte: „Der feinste Selbstmord findet nur bei den erlesensten Menschen statt. Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes, wonach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken; wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher, als man es Anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens auch ihren Freunden verhehlen." Zuweilen suchte sich Herder über seine Gewissensbedenken mit der dem alten Rationalismus ent-

nommenen Ausflucht hinwegzudeuteln, daß, wenn man auch zweifle, daß die jetzt giltige Art des christlichen Lehrbegriffs für alle Zeitalter giltig und brauchbar sei, man doch als Diener des Staats und der Kirche im Sinn und Namen des von Staat und Kirche eingeführten Lehrbegriffs lehren und wirken müsse. Doch war Herder viel zu gerad und feinfühlend, als daß er auf die Dauer in dieser groben Sophisterei hätte Trost und Beruhigung finden können. Man höre folgende tief bedeutsame Aeußerung, welche Herder am 8. Januar 1797 gegen Böttiger that: „Jeder Mensch sollte bei seinem Tod geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte; wir alle haben solche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann auszuziehen, wenn wir den Todtenkittel anziehen." In welchem Sinn diese Aeußerung gemeint war, bezeugt die Antwort Böttiger's, daß der englische Bischof Hunt sich durch ein hinterlassenes Werk als vollendeten Zweifler bekannt habe." Auch der große englische Schriftsteller Swift verzehrte sich in Gram über das Joch seines geistlichen Standes, dem er entwachsen war, und das er doch nicht abzuschütteln vermochte. Am 16. Sept. 1785 schrieb Herder an den Philosophen Jacobi: „Wir waren gestern Abend bei Goethe und haben durch eine sehr glückliche Buchstabenschnitzerei aus Katechismus Atheismus herausgebracht, wenn man ein paar schwere Buchstabierlia wegnimmt; vor der Hand scheint es mir nicht vergönnt, aus Atheismus Katechismus rückwärts zu machen." (a. a. O. S. 80.) Gegenüber diesen Belegen vgl. die schrecklichen Irrthümer, in welchen sich der Artikel der prot. Kirchenztg. vom 12. Oct. 1872 über die jenaische Lehrerverf. bewegt.

Anm. 5. Vgl. Ludwig Diestel (Professor der Theologie in Tübingen, früher in Jena), die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums; ein Vortrag in der „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgeg. von Virchow und Holtzendorff.

Anm. 6. Vgl. den Anm. 5 citirten Vortrag S. 13 f.

Anm. 7. Vgl. das Anm. 1 citirte Werk S. 117.

Anm. 8. Ein Kind antwortete auf die Frage: Wer wollte Joseph verführen? Die Botenfrau. (S. Fritz Schultze, der Fetischismus. S. 78. Anm. 2.) An ein zehnjähriges Mädchen wurde von einem Lehrer an einer höheren Töchterschule die (unpassende) Frage gestellt, warum Joseph nicht mit der Potiphar zu Bett gegangen sei. „Weil er noch nicht schläfrig war!" war die Antwort. (Dr. Walter Hoffmann, Humor aus der Kinder- und Schulstube. 2. Aufl. Leipzig 1872. S. 193.)

Anm. 9. Herr Lehrer Carl Kehrbach, jetzt in Jena studirend, dem ich meinen Dank dafür ausspreche, daß er mich auf einige sehr wichtige Punkte hinsichtlich des Religionsunterrichtes aufmerksam gemacht hat.

Anm. 10. Dr. Walter Hoffmann, Humor u. s. w. S. 26.

Anm. 11. Vgl. Dr. Walter Hoffmann, Humor aus der Kinder- und Schulstube. Eine Sammlung der vorzüglichsten Anekdoten aus der Kinderwelt. 2. Aufl. Leipzig 1872. S. 5. Ein kleiner Knabe sollte seiner Tante

die Geschichte von der Auferstehung des Lazarus wiedererzählen und that dieß in folgender Weise: „Die Schwestern des Lazarus schickten nun einen Boten zu dem Herrn Jesus, und Maria ging ihm bis zum Bahnhofe entgegen. S. 44. Einen neunjährigen Knaben frug der Lehrer: „Wo ist der Herr Jesus geboren?" Der Knabe sinnt und sinnt; endlich ruft er triumphirend, einen Finger am Munde: „Vielleicht in Annaberg." S. 118. Ein Knabe hatte eine affectirte Mutter, welche mit Complimenten und Titulaturen außerordentlich freigebig war. Als nun eines Tags die Geschichte von Jairus Töchterlein in der Schule erzählt worden war, hielt der Sohn jener Mutter die Ausdrücke der Bibelsprache nicht für nobel genug, und erzählte deshalb am andern Tage die Geschichte so: „Und der Herr Christus trat an das Bette und sprach: Mein theures Fräulein, wär's Ihnen gefällig aufzustehn?"

Anm. 12. Ich entnehme dieselben aus dem in Anm. 11 citirten Werkchen. 1) Gott. S. 19. Auf einem Spaziergange an einem schönen Augustabende äußerte Röschen: „Der liebe Gott ist also unser Vater im Himmel. Haben wir denn auch eine Mutter im Himmel?" S. 4. Ein kleines Mädchen kommt ganz betrübt aus der Schule und spricht vorwurfsvoll zu ihrem Vater: „Aber Papa, Du hast mir ja noch gar nicht gesagt, daß der liebe Gott einen Bruder hat?!" „Mein Kind, wie kommst Du darauf?" „Nun ja, wir haben heute in der Schule den Spruch gelernt: So jemand spricht: ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Ich habe nun noch gar nicht gewußt, daß der liebe Gott einen Bruder hat, da hab' ich ihn auch nicht lieben können!" S. 41. Die 9- und 11jährigen Töchterchen des Dichters M. pflogen das folgende Zwiegespräch: A. „Ach wie kann denn Christus der Sohn Gottes sein, man liest ja gar nichts davon, daß Gott eine Frau hat?" — B. „Ich meine eben so, der liebe Gott sei ein Wittwer." S. 42. Es regnete. „Siehe, Papa, der liebe Gott zieht wieder an der Schnur." (Der kleine Sohn war an diesem Tage mit dem Vater in einem Douchebad gewesen.) S. 159. Mama, frug der kleine Georg, kann der liebe Gott mit einem Sprung die große Treppe herauf, wenn er will? — Liebes Kind, sagte die Mutter, Du mußt Dir den lieben Gott nicht mit Beinen denken! „Nicht einmal Beene!" rief enttäuscht der Kleine. S. 46. Von zwei Knaben (9 u. 10 Jahr) äußerte der jüngere gegen den älteren: „Du willst immer Alles besser wissen; weißt Du denn, wie der liebe Gott mit dem Vornamen heißt?" S. 71. In Gegenwart eines sechsjährigen Knaben äußerte Jemand: „Die arme Holzhauersfrau N. ist doch recht zu bedauern; jetzt hat sie eben Zwillinge bekommen und nun acht Kinder. Warum nur Gott solchen armen Leuten immer so viele Kinder schickt?" Darauf erwiederte der Knabe zur Belustigung Aller indignirt: „Ja, das ist wirklich recht ungerecht vom lieben Gott!" S. 127. Ein 5jähriges Mädchen führte eines Tages folgendes Selbstgespräch: „Hat denn Gott wirklich die ganze Welt gemacht? Das könnte ich nicht, es muß furchtbar schwer sein. Aber eins weiß ich doch, was er nicht gemacht hat, dieses Seifläppchen für meine Puppen; ich habe

es selbst gestrickt; stricken kann der liebe Gott nicht. Wenn er aber Alles sehen kann, dann muß er wirklich hinten auch noch Augen haben.“ Ein 8jähriges Mädchen ist bemüht ihr Schuhband aufzuknüpfen; da ihr Niemand dabei hilft, ruft sie aus: „Ach, wenn mir doch der liebe Gott helfen wollte, der sitzt doch im Himmel und hat nichts zu thun.“ S. 130. An einem schwer heißen Nachmittage sieht Frau Prediger L. durch die offen stehende Thür im Nebenzimmer ihren vierjährigen Knaben leise ein Stückchen Zucker aus der Schale nehmen. In demselben Augenblick erdröhnt ein heftiger Donnerschlag und der erschreckte Knabe wirft seinen Raub ärgerlich mit den Worten zurück: „Na, um solche Kleinigkeit!“ — Die Eltern hatten den Kindern öfter gesagt: Ihr dürft nichts Unrechtes thun, denn wenn es auch kein Mensch sieht, sieht es doch der liebe Gott und straft es. — Hauptsächlich in den Gebeten zeigt sich die niedrige Gottesvorstellung: S. 9. Ein Kind sollte das „Vater Unser“ beten und fragte die Mutter: ob der „Vater Unser“ mit dem Onkel Unzer — einem Hausfreunde — verwandt sei. S. 5. Ein kleines Mädchen hörte immer von ihren Geschwistern vor Tisch: „Segne, Vater, diese Speise“ beten. Eines Tags stellte es sich hinter sein Stühlchen und betete: „Segne, Mutter, diese Speise!“ S. 109. Eine Mutter ließ ihr Töchterlein täglich das „Vater Unser“ sprechen. Da sie wiederholt bemerkte, daß das Kind nach der vierten Bitte jedesmal noch einige Worte leise vor sich hin sprach, fragte sie die Kleine, was sie denn immer an dieser Stelle noch in sich hinein lispele, und erhielt zur Antwort: „Ich bitte den lieben Gott, er soll mir zu dem „täglichen Brod“ auch ein Bischen Butter dazu geben.“ S. 117. Ein Knabe, im Alter von 3—4 Jahren, dem „sauere Brühe“ über alles ging, aß bei einem den Eltern befreundeten Lehrer zu Mittag. Nach beendigter Mahlzeit betete der Lehrer, während Alles die Hände faltete, das Vater Unser. Bei der Stelle „Unser täglich Brod gieb uns heute“ fiel der Knabe ganz naivernst ein: „Un a e bissele sauere Bih“ (Und auch ein bischen sauere Brühe). S. 184. Ich katechisirte über die vierte Bitte und hatte gerade die ersten Worte der Erklärung: „Gott giebt täglich Brod, auch wohl ohne unsere Bitte, allen bösen Menschen —“ erläutert. Nun wollte ich entwickeln, daß wir bitten müssen, weil uns das Brod gegeben wird. Im Laufe des Dialogs frage ich also einen Knaben: „Wie sagst Du zu Deiner Mama, wenn Du hungrig bist?“ — Antwort: „Mutter, 'n Stücke!“ — Ich fuhr weiter fort: „So unhöflich wirst Du doch nicht sprechen; Du wirst noch einige höfliche Worte hinzusetzen. Wie mußt Du sagen?“ — Antwort: „Mutter, 'n Stücke und auch was dazu!“ — Die Andacht war dahin — und ich mußte baldigst die Stunde schließen. S. 110. Als während des Unterrichts in der untersten Mädchenclasse einer Bürgerschule ein furchtbares Gewitter mit heftigen Donnerschlägen und jähen Blitzen sich erhob, fingen die Kleinen sämmtlich an, laut aufzuweinen. Der Lehrer suchte sie zu beschwichtigen, indem er auf den Schutz Gottes hinwies, und forderte sie auf, statt zu weinen lieber zu beten. Längere Zeit blieb diese Aufforderung ohne Erfolg. Doch mit einem Male erhob sich eine Kleine und betete, wiewohl

noch immer unter Schluchzen und Weinen: „Du gibst uns unser täglich Brod: ich danke Dir, mein guter, lieber Gott! Gesegnete Mahlzeit!“ S. 127. Ein 5jähriger Knabe ist gewohnt, vor dem Einschlafen zu beten, aber nicht auswendig gelernte Gebete, sondern seine eigenen Wünsche dem lieben Gott vorzutragen; da betet er denn eines Abends: „Ach, lieber Gott, laß es doch morgen Eierkuchen geben oder Klöße, das ist mir gleich, aber um eins von beiden bitte ich dich herzlich.“ S. 41. „Wenn ich gewußt hätte, daß Bohnen kämen, hätte ich nicht zu Tisch gebetet“, sagte ein kleiner Knabe, dem dieses Gericht nicht munden wollte. S. 113. Ein kleiner dreijähriger Knabe, dem der Schnurrbart seines Papa's sehr gefiel, sagte eines Tages zu seiner Mutter: „Mama, bitte doch den lieben Gott, daß er mir einen Schnurrbart wachsen läßt.“ S. 121. Mama, sagtest Du nicht neulich, wenn ich den lieben Gott recht bäte, dann thäte er auch, was ich gern möchte? „Das sagte ich, Tinchen.“ — Aber was hat denn mein sonst so fröhliches Kind? denkt die Mutter, und geht leise, nach der Kleinen zu sehen. Da steht sie in der Ecke, hat in den gefalteten Händchen das Schürzchen und spricht: „ach lieber Gott, mach' mir doch das Loch in meinem Schürzchen wieder zu, daß Mama mich nicht zankt.“ — Das Loch wurde nun zwar nicht wieder zu, aber zanken konnte die Mutter auch nicht. S. 168. Ein kleines dreijähriges Mädchen mußte alle Abende beim Zubettegehen beten: Ach, lieber Gott! mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm. Das that es denn auch alle Abende ungeheißen. Einstmals, als es auch gebetet hatte, sagte es nach einer kurzen Pause so recht flehentlich und ernstlich folgenden Nachsatz: „Aber laß mich dann auch bald wieder heraus!“ — 2) Jesus. S. 2. Der Lehrer erzählte den Kleinen, welche erst in die Schule aufgenommen waren, darüber, wie der Herr (Jesus) auch die Kinder liebte, solche zu sich kommen ließ und sie viel Schönes und Nützliches lehrte. Unter Hinweisung auf das dieser Erzählung entsprechende Bild: „Jesus läßt die Kindlein zu sich kommen“, erzählte derselbe weiter, daß der Herr nur gute Kinder zu sich kommen ließ, und stellte an einen unbefangenen Knaben die Frage (um sich von dem aus der Erzählung Gemerkten zu überzeugen): „Was waren das für Kinder, die Jesus zu sich kommen ließ?“ — Antwort: „Ich hob s'e nett g'sah.“ (Ich habe sie nicht gesehen.) S. 3. Von dem Herrn Jesus erzählend, kam ein Lehrer einmal auf dessen Wunderkraft zu sprechen, durch welche er Blinde sehend, Taube hörend gemacht habe u. s. w. — Er hatte nämlich wieder die Kleinen, welche nicht allzulange erst in die Schule aufgenommen waren, zu lehren. Indem er auf diese erfolgreiche Wunderkraft durch einzelne Beispiele aus der Schrift hinwies, fragte er mit einem außergewöhnlichen Pathos einen Schüler: Nicht wahr, Du? Der Herr Jesus muß aber viel Kraft gehabt haben? Antwort: „Hm (Ja), der bracht' Jeden hie (hin)“. — Der Kleine hatte sich in dem Herrn Einen gedacht, der durch seine Stärke und Gewandtheit Jeden, der sich's mit ihm wagte zu kämpfen, zu Boden warf. S. 45. Bei der Geschichte des Jünglings von Nain, Luc. 7, 11—15, antwortete Curt v. W. auf die Frage: Was ist ein Jüngling? „Ein alter Knabe.“ —

Otto S. machte zu den Worten V. 15: Und er gab ihn seiner Mutter, die Bemerkung: „Aber da muß der Jüngling doch sehr klein gewesen sein." S. 109. In einer Kleinkinderschule prägte die Lehrerin ihren Kleinen die Bibelsprüche dadurch ein, daß sie ihnen dieselben stückweise zum Nachsprechen wiederholt vorsagte. Als sie einst mit den Worten begann: „Christus spricht," riß eben der Wind ein Fenster auf, worauf sie ausrief: „Mach's Fenster zu!" Infolge dessen stimmte der ganze Chor der Kleinen in die Worte ein: „Christus spricht: „Macht's Fenster zu!" S. 148. Ein Lehrer erzählt in der Religionsstunde von den Wunderwerken des Herrn Jesus. „Er machte die Lahmen gehend, die Blinden sehend und die Tauben — — — „Die ließ er fliegen," fiel ihm ein kleiner Knabe lebhaft in's Wort. S. 167. Als einst in der Schule zu H. der Lehrer die biblische Geschichte von der wunderbaren Speisung der 5000 Menschen erzählt hatte und dann dieselbe abfragte, legte er einem Knaben die Frage vor: Was sagte denn der Herr Jesus, als er die vielen hungrigen Menschen sahe? Dieser antwortete darauf ganz treuherzig und unbefangen: „Geht heem nu, 's wird zu späte!" S. 128. Ein 9jähriger Knabe pflegt vor Tische das bekannte Tischgebet „Komm, Herr Jesu u. s. w." zu beten. Eines Tages sieht er sein Lieblingsgericht auf dem Tische und ändert deshalb das Gebet auf folgende Weise um: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, iß aber nicht Alles auf, was Du uns bescheeret hast." — 3) Alttestamentliches. S. 57. Ein Dorfschullehrer examinirte über das erste Buch Mose 1. Kap. Nach Vers 2: „und die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe u. s. w." frug der Lehrer einen Knaben, was der liebe Gott alsdann geschaffen habe. (Es werde Licht.) Keine Antwort. Nun frug der Lehrer nachhelfend weiter: „Was thut denn Deine Mutter, wenn es in Eurer Stube Abends finster geworden?" „Sie macht die Laden zu und wir gehen in's Bette", verrieth treuherzig der Kleine. S. 20. Ein Kind hatte oft davon reden gehört, daß die Leute, in großen Städten zumal, endlich mit ihren Habseligkeiten auf die Gasse gesetzt würden, wenn sie den Miethzins zu lange schuldig geblieben. Da sprach nun bald darauf der Lehrer in der Schule vom Sündenfalle und fragte die Kleine, warum denn Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben worden seien? — „Sie konnten die Miethe nicht bezahlen", lautete die Antwort. S. 40. Ein dreijähriger Knabe wurde wegen des „Du sollst Brod essen im Schweiße deines Angesichts" befragt: er meinte: „Du sollst Brod essen zu Deinem Apfel", die Sache so auffassend: Gott zanke Adam, weil er zu seinem Vesper-Apfel kein Brod gegessen. S. 34. Ein Confirmand wurde gefragt, woher es gekommen, daß die Israeliten 70 Jahre zur Reise durch die Wüste gebraucht; ob sie denn gar so unermeßlich groß gewesen, da man doch in einigen Jahren die ganze Welt umreisen könne? Die Antwort eines Knaben lautete: „Nein; sie sind nur gar so sehre sachtgen gegangen!" S. 184. Bei der biblischen Geschichte: David und Goliath erzählte ich: Als der Riese gefallen war, ging David auf ihn zu, zog des Riesen Schwert aus der Scheide und hieb ihm das Haupt ab. — Das Wort Haupt wurde nicht weiter erklärt, sondern

als bekannt vorausgesetzt. Als ich nun fragte, was that David nun, als der Riese gefallen war? kam die Antwort: „Er zog ihm die Haut ab.“ Das Kind wußte offenbar nicht, daß Haupt — Kopf bedeute, und mußte ihm das neue Wort klar gemacht werden. S. 33. Ein Lehrer hatte vom Riesen Goliath gesprochen. Bei der Wiederholung fragt er: „Was war also Goliath, weil er so gar groß und stark war?“ Ein Knabe antwortete herzhaft: „Ein Doctor!“ — Der Arzt im Dorfe hieß nämlich Riese. S. 31. In einer Schule trug der Lehrer die Geschichte des Tobias ganz mit den Worten der heiligen Schrift vor. Bei den Worten: „Hanna aber, sein Weib, die arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihn mit Spinnen“, machte ein Mädchen mit Gesicht und Händen die Geberde des Abscheues und Ekels. „Agnes, was hast Du denn?“ ruft der Lehrer. Antwort: „Ach, Herr Lehrer, ist denn das wirklich wahr?“ Lehrer: „Warum zweifelst Du daran?“ Kind: „O, weil die Spinnen doch gar zu schlecht schmecken müssen!“ S. 187. In einer öffentlichen Schulprüfung fragte der examinirende Lehrer, was Zacharias gethan habe, als er in den Tempel ging. Es erfolgte von einem munteren Knaben die Antwort: „Er priesterte.“ Die Antwort würde Manchem nicht gepaßt haben, der Knabe aber hatte in seiner Weise Recht. Derselbe Knabe gab, befragt, was Elisa dem gen Himmel fahrenden Elias nachgerufen habe, die Antwort: „Du, Elias, Du hast Deinen Mantel verloren!“ — 4) Engel: S. 115. Curt hatte keine Geschwister, und da seine Eltern auf ihrem einsam gelegenen Gute wohnten, auch sonst keine Gespielen. Seine einzigen Spielkameraden waren seine kleinen Hunde. So gut die es nun auch gewöhnlich mit ihm meinten, manchmal kniffen und bissen sie ihn doch. Einst in der Dämmerstunde sitzt er auf seines Hauslehrers Beinen und läßt sich biblische Geschichten erzählen. Da kommt die Rede auf den Himmel, „und“, sagt der Lehrer, im Himmel sind viele viele Engel, und wenn Du in den Himmel kommst, dann spielen sie mit Dir.“ Der Kleine aber, der bisher nur einerlei Geschöpfe kannte, die mit ihm spielten, fragt vorsichtig: „aber sie beißen doch nicht?“ — 5) Geist: S. 36. Lehrer: „Seht, Kinder, ein Geist ist ein Wesen, das aber keinen Leib hat — merkt es Euch! Warum lächelst Du, Kleiner?“ — Kind: „Weil es eben gar zu komisch aussehen muß, wenn der Kopf gleich auf den Beinen sitzt.“ — 6) Sünde: S. 42. In der Mädchenschule. „Alle Menschen gehören zum sündigen Geschlecht; oder wißt ihr einen Menschen, der ohne Sünde wäre?“ Ein Mädchen erhebt sich stolz: „Ja, meine Mutter.“ S. 20. Ein Ephorus hielt im Beisein des Ortspfarrers in einer Dorfschule Visitation und gab dem Lehrer auf, über einen alttestamentlichen Spruch des ungefähren Inhalts: „Gott weckt uns zur Buße auf“ mit der ersten Classe zu katechisiren. Ein kleiner pausbäckiger, mit etwas tiefer Stimme begabter Bube der kleinen Classe hatte sich dazu aber auch schon eingefunden und saß gar andächtig an der Grenze der Großen. Als nun der Lehrer den Spruch zuerst geziemend erklärte, war er zu diesem kleinen Manne hinabgekommen, und sich seiner strammen Aufmerksamkeit freuend, denkt er: eine Frage zur Wiederholung kannst du wohl

an ihn auch richten, und einige Worte des Lobes an ihn vorausschickend, hebt er an: Nun, mein Söhnchen, wer weckt Dich also auf? — Da schnurrt der kleine Bassist: „Ich weck (wach') immer vun sälber uf!" — 7) Gebote: S. 131. Ein Schulinspector begegnet in dem Dorfe, in welchem er morgen Prüfung halten soll, einem munter aussehenden Bauerknaben und frägt: „Gehst Du auch schon in den Religionsunterricht?" Gottlieb: (stolz) Ja wohl. — J. Weißt Du auch schon die Gebote? — G. Nun gewiß. — J. Wie lautet das erste? — G. Du sollst — — Du sollst — — Du sollst — J. Schon gut, sag' mir nun das zweite. — G. Ach, das zweite Gebot kann ich immer nicht behalten. — J. Na, aber das dritte? — G. Das dritte Gebot — — Das dritte Gebot — — Das dritte Gebot — — J. Na, dann sag' mir das vierte? — G. Ne, soll ich sie denn alle wissen? — S. 190. In Ostfriesland besteht noch die althergebrachte Sitte, daß am Nachmittag des Judica-Sonntags der Lehrer mit der ganzen Schule eine öffentliche Prüfung abhält in der Kirche. So geschah es auch anno 1870 im Dorfe B. Die Abtheilung der Kleinsten las in Smid's „Lesestoff I." eine Erzählung von einem Hunde, der durch treues Bellen in der Nacht einbrechende Diebe vertrieb, und die sich daran knüpfende Besprechung hub folgendermaßen an: „Was haben die Diebe gewollt?" Stehlen." „Darf man auch stehlen?" „Nein." „Wer hat uns das verboten?" Allgemeines Schweigen. „Wer verbietet uns das Stehlen?" Abermals Stille. „Wer sagt uns, daß wir nicht stehlen sollen?" Noch eine kleine Pause, dann aber hält ein kleiner Knirps den Finger hoch und ruft, während alles gespannt ist: „de Landdragunder" (der Gensd'arm, eine auf dem Lande, zumal von den Kindern, sehr beachtete Persönlichkeit). — 8) Glaube: S. 161. Anna hatte mit großem Fleiß die drei Artikel des Glaubens in der Schule gehört, und immer wieder mitangehört, bis sie im Stande war, sie herzusagen. Sehr komisch klang es aber, als sie am Schluß jedes Artikels ganz ernsthaft hinzusetzte: „das ist gewiß nicht wahr"; sie hatte statt gewißlich gewiß nicht verstanden, und es getrost so für richtig gehalten. S. 167. Ein Kirchschullehrer mußte eines Sonntags seinen Nachbarcollegen im Kirchendienste vertreten, und nachdem das Morgenlied beendet ist, will er nun im Choralbuche die Melodie zum 2. Liede, welches überall ein Glaubenslied ist, — kurzweg „der Glaube" genannt, — aufsuchen. Da es nun aber zwei Melodien auf den einen „kleinen Glauben" giebt und der betreffende Stellvertreter nicht weiß, welche Melodie ortsüblich ist, wendet er sich in seiner Verlegenheit an einen Chorjungen und fragt denselben ängstlich: Was habt ihr denn hier für einen Glauben? Der Gefragte war natürlich in noch viel größerer Verlegenheit und antwortet schleunigst: „Wir haben hier gar keinen Glauben!" S. 186. Als ich jüngst in meiner Schule mit den Kindern auf die verschiedenen Confessionen zu sprechen kam, machte ich sie mit den hauptsächlichsten Unterscheidungslehren der einzelnen Confessionen bekannt und fragte schließlich: „Welcher Confession gehörst Du an? Bist Du Katholik, Lutheraner oder Reformirter?" Da kamen denn gar wunderliche Antworten: einer war Katholik, der andere Reformirter, der dritte Luthe-

raner u. s. w. Da fragte ich denn noch einen Knaben, welcher bei den vorhergegebenen falschen Antworten so recht schadenfroh gelacht hatte: „Was bist denn Du, M.?“ Und er antwortete mit ernster, würdiger Miene: „Ich bin ein Schriftgelehrter!“ — Daß dieser Antwort ein schallendes Gelächter sämmtlicher Schüler folgte und daß es mir schwer fiel, nicht mit zu lachen, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. S. 132. Bei der Schulprüfung wird ein Knabe gefragt, an wen er glaube. Antwort: „An Gott.“ Der Nächste antwortet: „an den heiligen Geist.“ Der Inspector frägt: „Glaubst Du denn nicht auch an Gottes Sohn?“ und der Knabe antwortet: „Nein, an den glaubt Niklas, und der ist heute krank.“ — Die Knaben waren gewohnt, der Reihe nach zu antworten. — 9) Verschiedenes. S. 32. In einer Landschule hatte der Lehrer über die Bibelstelle Luc. 12, 20. 21. gesprochen und die Vergänglichkeit des Irdischen hervorgehoben. Schließlich fragte er: „Was wird also mit den irdischen Gütern, wenn der Mensch gestorben ist?“ Ein Kind meldete sich mit der Hand zur Antwort: „Da werden sie versebastenirt!“ (subhastirt.) S. 188. In einer Schulprüfung war die Rede von den Wohlthaten, die auch die Kinder vom lieben Gott erhalten. Der Lehrer fragte dabei einen wenig befähigten Schüler: „Nenne mir etwas Gutes, das auch Dir von dem lieben Gott gegeben ist!“ Zum Staunen der anwesenden Lehrer und Zuhörer erfolgte mit starker Stimme sofort die Antwort: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, darum gehet hin u. s. w.“ Trotz der freundlichen Gesichter führte der Knabe seinen Spruch richtig zu Ende — freilich gedankenlos. S. 33. Beim Confirmanden-Unterricht erfolgte auf die Frage: „Welches ist unsere Hauptpflicht gegen den Nächsten?“ die Antwort eines Mädchens: „Wir sollen uns unter einander verlieben!“ S. 60. Lehrer: Nun Fritz, wie schmeckt die Güte Gottes? Fritz steht verbutzt und weiß nicht zu antworten. Lehrer: Weißt Du es nicht? Nun, was hast Du heut' zu Mittag gegessen? Fritz: Saure Linsen und Blutwurst. Lehrer: Und wie schmeckt das? Fritz: Gut. Lehrer: Also wie schmeckt nun die Güte Gottes? Fritz: Wie saure Linsen und Blutwurst! S. 42. Zwei Blätter aus dem Album einer Schülerin der ersten Töchterschule in St.: 1. Ich bin der Allmächtige Gott, wandle vor mir und sei fromm. Deine Dich liebende Freundin Anna. 2. Du sollst nicht ehebrechen.

Anm. 13. Vgl. Fritz Schultze, Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipz. 1871. S. 129. S. 169.

Anm. 14. Goethe (Gespräche mit Eckermann, 3. B. S. 41): „Er — Gott — wird den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zur Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen.“

Anm. 15. Lessing, Anti-Göze, 5: „Auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser; anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Religion immer und

ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht los vom Pöbel, aber der Pöbel reißt sich von ihnen los." — „Ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel jetziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist, als die Prediger, die ihn so gerne hetzen möchten." Goethe, Briefwechsel des Großherzogs Carl August 1. B. S. 67: „Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Classe, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet." Schiller, Briefwechsel mit Körner, 1. B. S. 131 ff.: „Ich muß dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt kein Prediger gefällt. Das Publicum, zu welchem ein Prediger spricht, ist viel zu bunt und ungleich, als daß seine Manier eine befriedigende Einheit haben könnte, und er darf den schwächsten Theil nicht ignoriren, wie der Schriftsteller. Was kommt also heraus? Entweder er giebt dem Menschen von Sinn Alltagswahrheiten oder Mystik zu hören, weil er dem Blödsinnigen opfern muß — oder er muß diesen skandalisiren und verwirren, um den Ersten zu unterhalten. Eine Predigt ist für den gemeinen Mann, — ein Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler."

Anm. 16. Lessing in seinen theologischen Streitschriften gegen den Hauptpastor Goeze stellt folgende Sätze auf: „Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehört. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon (die ganze Sammlung) zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem die christliche Religion bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer inneren Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Anm. 17. Vgl. Kuno Fischer's vortreffliche Schrift über Lessing's Nathan.

Anm. 18. O Boehtlingk, Indische Sprüche. Bd. I. S. 35. (Eine Sammlung voll der tiefsten religiösen und höchsten sittlichen Gedanken).

Anm. 19. Lessing. Anti-Goeze, 1. „Herr Pastor, wenn sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastoren unsere Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; daß diese unserem Forschen, der Mittheilung unseres Erforschten Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papst vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur drauf los, so viele Protestanten als möglich wieder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuscheuchen."

Anm. 20. Ein junger 20jähriger Student schrieb an einen seiner Lehrer, zu dem er das größte Vertrauen hatte, eine Art von Bekenntnissen. Darin heißt es: „In der Zeit — ich war jetzt 13—14 Jahr alt — wurde ich (in Folge des vorher Erzählten) sehr fromm. Leider trieb mich meine Frömmigkeit, die Dogmatik der christlichen Kirche kennen zu lernen. Der Zufall trieb mir eine Dogmatik in die Hände, in der wacker auf Materialisten und Antichristen geschimpft wurde. Das freute mich unendlich. Ich meinte, diese Schimpfereien eines Dogmatikers gegen die Aengstigungen und Angriffe meines Bruders gebrauchen zu können, der, ein Naturwissenschaftler, bei längerer Anwesenheit im Elternhause mir stets seine materialistischen Ideen vortrug und mich bei meiner Frömmigkeit damit auf das Heftigste ergrimmte und aufregte. Aber er zeigte mir, wie diese Schimpfereien eben nur Worte eines X und ohne Beweis waren. Zum ersten Male zweifelte ich. Mir zum Trotz verschlang ich um so gieriger das dogmatische System, in der Hoffnung, Ruhe darin zu finden. Aber ich fand keine Ruhe. In diese Zeit, wo ich 14 Jahr alt war, fiel der Act der Confirmation. Wohl nie ist ein Knabe mit größerer Aufregung in die sog. Confirmandenstunde zum Pfarrer gegangen als ich. Ich hoffte noch immer, dort Trost zu finden. Aber was der Herr sagte, waren auch nur hübsche Worte; w a r u m das so sein müßte, sagte er nie, und danach gerade war ich ja hungrig. Ich wußte, daß bei der Confirmation den Confirmanden die Frage vorgelegt wurde, ob sie treu dem Glauben der christlichen Kirche im späteren Leben wandeln wollten. Diese Frage mußte dann mit einem Ja in choro beantwortet werden. Vor dem Augenblicke hatte ich eine furchtbare Angst. Wie konnte ich wissen, was ich später denken würde? Wie konnte ich Ja sagen? Ich hätte lügen müssen, lügen müssen vor dem Altare! Und noch entsetzlicher quälte mich der Gedanke, daß ich nachher das Abendmahl erhalten würde. Die Dogmatik der Lutheraner lehrte, wer das Abendmahl unwürdig nehme, genieße es sich zum Verderben. Konnte ich es würdig genießen? Ich war in seltsamer Verfassung. Einerseits war ich ein schlimmer Zweifler, ja ein Ungläubiger, andererseits konnte ich mich nicht überwinden, das, was zwei Jahrtausende gläubig hatte in den Staub knieen machen, nur aus mir heraus als Täuschung zu verneinen, und mich dadurch von meiner Zweifelpein zu befreien, ja, ich

wagte kaum, mir meine „Ketzerei" zu gestehen. Ich konnte nicht, aber ich wollte so gerne glauben können. Ich hoffte, noch „erleuchtet" zu werden, wie der Ausdruck hieß. Meinen inneren Kampf einem andern zu entdecken, der mich vielleicht hätte trösten können, wagte ich nicht. Man hätte den 14jährigen Jungen einen Narren genannt; man hätte mir die tiefe, mich ganz durchdringende Erschütterung meines Wesens nicht zugetraut; ich wäre ausgelacht, und das hätte mich damals toll machen können. Mit nagenden Gewissensbissen ging ich zur Confirmation in die Kirche. Ich hatte mir vorgenommen, auf jene verhängnißvolle Frage gar nicht zu antworten, obgleich mir auch das ein Unrecht schien. Die Frage kam. Die Kinder waren vorher wacker durch Fasten, Singen, Predigen und Kälte erschüttert. Ich wie alle dadurch und noch mehr durch mich selbst. Kurz, man wußte nicht, auf was man antwortete. Ich war ebenfalls schwach geworden, wurde im Chore mit fortgerissen und rief Ja wie alle. Wie im Taumel, ohne recht mehr zu wissen, um was es sich handele, erhielt ich das Abendmahl, Segenssprüche u. s. w. und kam nach Haus. Die Segenssprüche waren glühende Kohlen auf meinem Haupte geworden. Ich habe entsetzliche Tage, ja Wochen nach jenem Acte verlebt, denn ich war mir bewußt, in der Kirche gelogen, unwürdig das Abendmahl genommen zu haben. Ich fantasirte mich fest in den Glauben hinein, ich müßte in kurzer Zeit vom Blitz erschlagen werden. Gerade in den Tagen trafen einige unbedeutende Verluste meine Familie; die Schuld davon rechnete ich mir zu. Während ich mich sonst gegen die Prädestinationslehre an Luther's: Gott will, daß allen geholfen werde — angeklammert hatte, schien mir Luther's Lehre jetzt, wo ich mich für verworfen hielt, feige und unmännlich zu sein. Calvin's Logik mit ihrem Resultat: Von vornherein bestimmt, ob verdammt, ob selig — schien mir das Rechte. Ich zählte mich zu den Vorherverdammten. Was hatte ich für Ansprüche auf die Welt! Was half mir mein Ringen, mich gut zu machen! Was ich that, glaubte ich, mußte ich thun. Ich hätte damals ein Verbrecher werden und herzhaft darüber lachen können. Gottlob, daß ich mich nicht damit zufrieden gab! Ich dachte über Auferstehung nach, und hier kam ich auf seltsame Ideen, die insofern heilsam für mich wirkten, als sie mich manche Widersprüche entdecken ließen und dadurch bewirkten, daß die Kirche mit ihren Dogmen mich nicht länger ängstigte. Durch diese Widersprüche glaubte ich die Dogmen widerlegen zu können. Dies Widerlegen hatte die wohlthätige Folge für mich, daß ich mich über die Dogmen erhob, daß ich endlich nicht mehr von diesem Gespenste beunruhigt wurde, das mich eine Zeit lang meinen Pflichten und mir selber ganz abwendig gemacht hatte. Natürlich hatte dies religiöse Kämpfen in mir mehrere Jahre gedauert."

Anm. 21. In diesen Thesen heißt es: (These 3) „Noch schwieriger ist der Gebrauch der Bibel, wie sie jetzt dem Volke vorliegt, in der Schule, und entbrennt schon die Frage, dies ehrwürdigste von allen Schul- und Kinderbüchern bis auf die Biblische Geschichte oder ein Biblisches Lesebuch, ganz aus der Schule zu entfernen. (These 4): Praktische Schulmänner

und Geistliche aller christlichen Confessionen haben daher ein Hauptinteresse daran, daß ein Schulbibelverein von katholischen und evangelischen Geistlichen, Pädagogen, Gelehrten und Laien gegründet werde, der die Bibel (und auch das neue Testament allein) der Jugend insoweit übersichtlich und „mundrecht" zu machen übernimmt, daß sie derselben in der Schule hinreichend bekannt und damit für das ganze Leben lieb gemacht werden kann." Vgl. damit Bernhard Bäring, Die Reform des christlichen Religionsunterrichtes. Ein Beitrag zur Lösung der Schulfrage. Berlin 1872.

Anm. 22. S. Walter Hoffmann, Humor u. s. w. S. 40. Der gegenwärtig als Gerichtsbeamter in Sachsen fungirende Sohn eines Geistlichen kam als dreijähriger Knabe zufällig zum ersten Male in die Kirche, während der Vater eben von einer ungewöhnlich hohen Kanzel herab zu predigen im Begriff war. Da rief der Kleine vor der andächtigen Gemeinde ängstlich aus: „Ach du lieber Gott, wer hat denn meinen Papa da naufgesperrt? Wird er denn auch wieder herunter können?" S. 35. Pfarrtöchterlein. (Vor der Kirche.) Pfarrfrau: „Heute, liebes Mariechen, darfst Du mit der Christel zum ersten Male mit in die Kirche; sei aber recht artig: da muß man ganz still sein!" — (Nach der Kirche.) Mutter: „Nun, mein Kind, wie hat Dir's denn gefallen?" — Kind: „Ach, gut. Alle waren ganz artig. Bloß der Papa allein hat so geschrien und gelärmt." Welche Ungehörigkeiten die Knaben häufig in der Kirche begehen, davon weiß jeder Lehrer zu erzählen. S. W. Hoffmann, Humor u. s. w. S. 188. Ich, der Cantor, pflege es mir zur Regel zu machen, des Sonntags Nachmittags von der Orgel aus die Schüler in der Kirche auf dem Chore während der Katechismuslehre genau zu beaufsichtigen und etwa vorkommende Ungebührlichkeiten dann in der Woche streng zu rügen. In einem schlimmen Falle habe ich auch wohl die Missethäter nach beendigtem Gottesdienste mit nach der Schule genommen und sie dort zur Strafe gezogen. Kurz nach einem derartigen Falle bei der Lehre von der Allwissenheit Gottes versuchte der Herr Pastor S. den Kindern recht eindringlich ins Gewissen zu reden, und um nun recht anschaulich zu werden, erging er sich etwa in folgender Weise: „Und wenn Ihr auch Eure Thaten vor Menschen verberget, Einer sieht sie doch. Sollte Jemand von Euch jetzt hier im Gotteshause Unrecht thun hinter meinem Rücken und meinen, ich sähe es nicht und könnte es nicht strafen — Einer sieht es doch und wird es strafen! — Wer sieht doch Alles, was Ihr hier thut?" — „Der Cantor sieht Alles!" Ich habe Kinder in der Kirche nicht blos völlig ohne Aufmerksamkeit, sondern auch schlafen gesehen; ja, ich weiß, daß Knaben während des Gottesdienstes in einem Winkel der Kirche Karten gespielt haben.

Anm. 23. Mit großer psychologischer Feinheit hat dies bereits Wolfram von Eschenbach im Parcival gezeigt. Als die Mutter den Namen Gottes zufällig erwähnt, fragt der Knabe Parcival: „Was ist Gott?" Die Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst

flehen in deiner Noth." Parcival streift später im Walde umher. Da begegnen ihm drei Ritter in glänzender Rüstung. Er wähnte ohne Spott, ein jeder von ihnen wäre Gott. Er sinkt auf die Knie und betet sie an: „Hilf, Gott, du kannst ja helfen." — Ich fragte einen 8jährigen, sehr geweckten Knaben: „Was ist denn Gott?" — „Gott ist ein großer Mann von Luft," antwortete er mir. „Warum denn von Luft?" fragte ich. „Ja er ist doch überall, wie die Luft, hat unser Lehrer gesagt", war die Antwort.

Anm. 24. Auch Herder dachte daran, ein solches Buch zu schaffen; er nennt es „Katechismus der Menschheit". Vgl. Herder's Lebensbild, Bd. 2. Erlangen 1846. S. 202: „Der Katechismus der Menschheit, wie ich ihn oben entworfen habe, fängt hier an. Züge, Porträte, Geschichte, Leben aus aller Historie kommt dazu, um menschlich zu bilden: aus der Bibel wenig — Kain, die Sündfluth mit gehörigen Einschränkungen, die Geschichte Josephs, Eli, einiges von David, die Geschichte von Jesu in einigen Handlungen u. s. w. die Geschichte andrer Völker und Zeiten in großen Beispielen und Vorbildern drängt sich haufenweise heran: lebendig werde sie erzählt, wieder erzählt, nie gelernt, nie pedantisch durchgefragt und durchgeknetet: so bildet sich Seele, Gedächtniß, Character, Zunge, Vortrag und nach dem wird sich in späterer Zeit auch Styl, auch Denkart bilden. Mit jeder solcher Geschichten wird die Seele des Knaben in einen guten Ton gewiegt: der Ton trägt sich still fort, wird sich einprägen und auf ewig die Seele stimmen."

Anm. 25. Wie bin ich erfreut gewesen, in der Vorrede der so eben erschienenen „Protestanten-Bibel neuen Testaments" zu lesen, daß die Bearbeiter derselben in ihren unter dem Texte befindlichen Anmerkungen eine rein geschichtliche Erklärung geben. Vortreffliches enthält auch die Einleitung über die Entstehung der neutestamentl. Schriften u. s. w. Herrlich sagt das Vorwort: „Unter den Händen einer der Wissenschaft feindlichen Geistlichkeit ist die Bibel ihrem eigenen Wesen entfrembet worden, und wie im Mittelalter die Päpste, so werden heut zu Tage Bekenntnißformeln, Kirchenamt oder rechtgläubige Ueberlieferungen als unfehlbar über die Bibel gestellt. Das gilt uns als ein unprotestantisches Thun. Die Bibel ist eine durch die Geschichte der Menschheit fortströmende Quelle unseres christlichen Glaubens. Ist sie deswegen auch lediglich Gegenstand unseres Glaubens? Nicht nur der Inhalt und die Aechtheit, sondern auch die Entstehung ihrer einzelnen Stücke und die Zweckvorstellungen ihrer Verfasser unterliegen in völlig unbeschränktem Umfange der wissenschaftlichen Untersuchung. Ohne nachzudenken, nahm die Menge der protestantischen Leser lange Zeit die Bibel als ein einziges, gleichsam in ununterbrochener Rede gesprochenes göttliches Wort. Es blieb ihnen unbekannt, daß die einzelnen Stücke des neuen Testaments von verschiedenen Männern unter sehr verschiedenen Zeitumständen mit theilweis gänzlich abweichenden Vorstellungen, Begabungen, Kenntnissen und Auffassungen hervorgebracht sind. Es entging ihnen, daß die Verfasser der neutestamentlichen Stücke nicht mit einander die ältesten Vorgänge der christlichen Geschichte berichtet

haben, sondern neben einander, nach einander und öfters auch gegen einander. Längst hat die aufrichtige, rückhaltlos forschende, um kirchliche Machtinteressen unbekümmerte Theologie ein geschichtliches Bild von der Bibel gewonnen, welches völlig anders geartet ist als die Vorstellung derjenigen, welche heute noch glauben, zum Verständniß der Bibel genüge es, lesen zu können. Nicht im mystischen Dunkel des Uebernatürlichen, sondern im Licht der Geschichte wächst das Ansehen der Bibel. Geschichtliche Erfahrung lehrt, daß die Augenzeugen einer That zwar die besten Berichterstatter, aber nicht die sichersten Urtheiler über ihr Wesen sind. Der Geschichtsschreiber ist fast immer ein besserer Richter, als der Zeitgenosse eines Vorganges. Und auch für die Apostel gilt das. Ihre unmittelbare Anschauung enthielt nicht jene Fülle von Erkenntniß, welche die Wissenschaft in jahrhundertlanger Arbeit zusammenwob. Dieser reiferen Erkenntniß unserer Wissenschaft entsprach aber bisher auf Seite der Gelehrten keineswegs das Bedürfniß der Mittheilung an das Volk und der Muth, das Christenthum des Volkes die Prüfung eines reiferen Nachdenkens über die Bibel bestehen zu lassen. Unsere Protestantenbibel geht aus der Ueberzeugung hervor, daß selbst diejenigen, welche gebildet sind oder sich dafür halten, einer Führerschaft auf dem Wege, der zum Verständniß der Bibel führt, dringend bedürftig sind und daß die heutige Wissenschaft den Beruf hat, die Geschichte der urchristlichen Zeit dem Verständniß des Volkes näher zu bringen. Protestantischer Glaube hat die Kluft zwischen Klerus und Laienwelt aufgehoben; protestantische Wissenschaft hat dahin zu wirken, daß nicht neben einer auf die Hochschule beschränkte biblische Geheimlehre jene unreifen Vorstellungen fortwuchern, welche der öden Rechtgläubigkeit früherer Jahrhunderte entsprangen. Die volle Erkenntniß der biblischen Urkunden, zunächst des neuen Testaments, die vertrauensvolle Annäherung der gelehrten Theologie an die Bedürfnisse religiöser und sittlicher Bildung im Volke, die Zurückführung der Bibel auf den Maßstab der geschichtlichen Beweisführungen erscheinen uns als Lebensfragen des deutschen Protestantismus, der heute vor der Wahl steht, entweder abzusterben oder sich zu verjüngen. Nur als ewig fortschreitende Entwicklung christlicher Wahrheit, nur in dem stets erneuten Bruch mit allen Anmaßungen menschlicher Autoritäten in Glaubenssachen, und nur in der entschiedensten Verleugnung des in dem Bekenntnißzwange wurzelnden kirchlichen Unfehlbarkeitsdünkels kann er wahrhaft Bestand gewinnen als eine das deutsche Volk lenkende Macht. Die Wissenschaft ehrt den Zweifel, welcher unter dem Titel des Unglaubens von Eiferern kurzweg der Verdammniß überliefert wird. Denn der Glaube, der wissenschaftliche Prüfung scheut oder die menschliche Vernunft in religiösen Dingen gering schätzt, entbehrt des sittlichen Werthes." Die Protestantenbibel ist herausgegeben von Dr. Paul, Wilh. Schmidt und Dr. Franz von Holtzendorff in Berlin, unter Mitwirkung einer Anzahl von Theologen, unter denen sich auch die Jenenser Professoren der Theologie Hilgenfeld, Lipsius und —

Kirchenrath Pfleiderer befinden. Wie? Kirchenrath Pfleiderer? Darf ich meinen Augen trauen? Ja, ja, auch er bekennt sich zu den in dem Vorwort ausgesprochenen Anschauungen; wie könnte er sonst an der Protestantenbibel mitwirken! Er, der die von mir auf der Jenaischen Lehrerversammlung hingestellte Forderung eines entwicklungsgeschichtlichen Unterrichts der Religion in unkritischem Zorne für „barocken Unsinn" erklärte; der mir vorwarf, „ich stelle mit solchen Forderungen die Geschichte auf den Kopf"; der den Lehrern, welche meiner Rede ihren Beifall geschenkt hatten, den Religionsunterricht ganz aus den Händen nehmen will! Sonderbar!!

Anm. 26. Goethe sagt (Brief eines Landgeistlichen): „Eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche...., Betrachtet nur selbst die Zeiten der Apostel gleich nach Christi Tode und ihr werdet bekennen müssen, es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden....... Es sind wunderliche Leute, die Theologen. Da prätendiren sie, was nicht möglich ist. Die christliche Religion in Ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre viel schwer zu verstehen, und Petrus war doch ein anderer Mann als unsere Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht's denn schon gewaltig scheu um unsere Lehre aus, wenn wir Alles, was in der Bibel steht, in Ein System zerren wollen, und mit dem Wandel läßt sich ebensowenig Gewisses bestimmen. Peter that schon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsere Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilection für ihre Secte haben als Petrus für die Juden.

---

Druck der Fr. Mauke'schen Officin in Jena.

## Gefälliger Beachtung empfohlen!

**Hoſtmann,** Dr. Fr., Deutſches Leſebuch für Elementarklaſſen. (Für das Alter von 6—8 Jahren.) I. Theil. 1. Abtheilung. Vierte vermehrte Auflage. 1870. Preis 4 1/2 Sgr.

### Verehrte Freunde und Collegen!

Von verſchiedenen Seiten aufgefordert, eine neue Auflage des erſten Theiles meines Leſebuchs für Elementarklaſſen zu veranlaſſen, habe ich mich nur ſchwer dazu entſchließen können. Eine Ueberfluthung von Fibeln und Elementarleſebüchern iſt ſeit der Zeit des letzten Erſcheinens dieſes Buches eingetreten, weil man, wie es ſcheint, für nichts leichter hält, als ein von Vielen ſo geringfügig geachtet Büchlein aufzuſtellen.

Mir galt es damals, nicht nur ein Leſebüchlein anzufertigen, vielmehr mit demſelben und den im Verein mit ihm erſchienenen Büchern und Lehrmitteln: den 70 Bilderleſetafeln und den beweglichen Buchſtaben, der Auswahl deutſcher Gedichte in zwei Abtheilungen, der Auswahl von Märchen und den 202 Liedern mit Melodieen in 3 Stufen, als Gabe für den Geſangunterricht, den Stoff für den deutſchen Unterricht für die erſten Schuljahre zu gewinnen, um den Anforderungen genügen zu können, welche ich in dem Begleitſchreiben: „Erſter Sprech- und Leſe-Unterricht" als unerläßlich ausgeſprochen habe.

Dreimal nur bot ſich mir in dem langen Zeitraum von faſt funfzehn Jahren die Gelegenheit, nach jenen Grundſätzen, leider nur wenige Kinder, unterrichten zu können; doch die Reſultate waren überzeugend genug, daß die von mir bearbeitete Methode ſicher und leicht, bildend und ſegensreich war, und mit Freuden gedachte ich der Zeiten, wo ich in Jena ſowohl in der Erziehungsanſtalt des Herrn Schulraths Dr. Stoy, wie in der Seminarſchule nach dieſen Grundſätzen unterrichtete und die günſtigſten Reſultate erzielte. — Soll ich die Herausgabe dieſer neuen Auflage weiter rechtfertigen, ſo muß ich zunächſt auf das Urtheil eines von allen deutſchen Lehrern verehrten, nun bereits entſchlafenen Schulmannes zurückgreifen, welcher in dem Wegweiſer für deutſche Lehrer 4. Aufl. 3. Lief. 1849 ſprach: „Das Ganze iſt ein ſchönes Bild des Jugendlebens in Unſchuld und Unbefangenheit, Heiterkeit und Frohſinn, Lern- und Strebeluſt. Glücklich die Kinder, deren Leben ihm gleichet! Um das Buch und die Kreiſe, in welchen es beſonders willkommen geheißen werden wird, noch näher zu bezeichnen, nenne ich es ein vornehmes Buch."

Für Kindlein aller Familienkreiſe war es geſchrieben und gerade bei der erſten Bearbeitung lag mir nichts näher, als den in der Seminarſchule mir anvertrauten Kleinen, wo durch äußere Noth und vielfaches Elend anderer Art der Geiſt darniedergehalten, das Herz erkaltet und getrübt ward, alle Kräfte und Mittel aufzubieten, um aufzurichten, zu erfriſchen und zu erheben, zu läutern und zu veredeln. —

Wie damals, so ist es heute noch meine feste Ueberzeugung, daß der deutsche Unterricht bei den Kleinen, wie ich denselben in der Anweisung zum ersten Sprech- und Lese-Unterricht behandelt wissen wollte, neben den Religionsstunden der vorzüglichste Unterrichtszweig ist, der, recht benutzt, uns den sicheren Stab in die Hand giebt, sie dem höchsten und treuesten Hirten der Kindlein, der da spricht: —

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich!" —

zuzuführen.

Und dazu mag auch fernerweit wiederum dieses Büchleins Wirken beitragen!

## Nachschrift.

So gern ich nun auch dem Wunsche mehrerer Freunde nachgekommen wäre, kurz gedrängt die Grundsätze, welche ich bei dem ersten Leseunterricht befolgt wissen wollte, aus jenem Begleitschreiben: „Erster Sprech- und Lese-Unterricht" in der Vorrede zu geben, so hieße das dem Herrn Verleger zu viel zumuthen, oder unnöthig den Preis des Lesebuchs erhöhen. Sollten die Exemplare, welche der Herr Verleger den darum bittenden Collegen gratis zusandte, vergriffen sein, so würde leicht in irgend einer pädagogischen Zeitschrift sich Gelegenheit bieten, dieselben nochmals aufzufrischen. Doch kann ich es mir nicht versagen, einige Punkte zu berühren, welche für die von mir bearbeitete und aufgestellte Methode des ersten Leseunterrichts, welche ja in verschiedenster Weise versucht worden ist, sprechen, beizufügen. In einen Streit, ob Buchstabir-, Lautir- oder Schreiblesemethode am zweckmäßigsten und erfolgreichsten sei, lasse ich mich nicht ein. Folgende Grundsätze sind indeß wohl als allgemein gültig anerkannt:

1. Die Schreib- und Leselehre müssen Hand in Hand gehen.
2. Der Unterricht muß analytisch-synthetisch sein, also von Normalwörtern ausgehen. (Die Benutzung der 70 Bilder-Lesebogen halte ich für nicht unbedingt nothwendig.)
3. Je weniger Alphabete das Kind von vornherein lernen muß, desto leichter wird es ihm, desto sicherer und correcter ist der Fortschritt; deshalb sei Lese- und Schreibschrift gleich.
4. Die einfachsten Lautzeichen sind die besten, weil sie die Aperception und Reproduction wesentlich erleichtern.
5. Die Elementarschrift darf nicht fremdartig sein, sondern muß das Lesen der Druckschrift und das Schreiben der Schreibschrift möglichst vorbereiten.

Diese Sätze sprechen unwiderleglich für mein Verfahren im ersten Lesebuche. —

Nehmen wir nun dazu noch folgende wesentliche Punkte:

1. Die stehende Cursivschrift ist in Bezug auf Einfachheit von keiner andern übertroffen, und für Elementarklassen ist das Einfachste eben das Beste.
2. Die Cursivschrift hat in deutschen gelehrten Schulen von jeher das Bürgerrecht gehabt, warum nicht auch, zumal sie vortheilhafter ist, in den Elementarschulen?
3. Fremd darf diese Schrift dem Elementarschüler nicht bleiben, denn in tausend Fällen bietet sie sich ihm im Leben dar.
4. Wegen ihrer Leichtigkeit zur Einübung mit Hülfe des quadrirten Tafelnetzes, ist sie viel besser eines kalligraphischen Gepräges fähig, als die schwierigen und schwankenden Gestalten der schrägen Currentschrift.
5. Es ist eine berechtigte Klage aller Schreiblehrer, daß der zu frühzeitige Beginn der deutschen Currentschrift im Schreiblesеunterricht dem eigentlichen kalligraphischen Unterrichte entschieden entgegenarbeitet.

   Dieser Uebelstand wird gänzlich beseitigt, wenn man den systematischen Schreibunterricht nach der Tactirmethode erst dann beginnt, wo die Vorbereitung durch die Cursivschrift für sichere Erfolge bürgt, wenn die Hand geübt und das Auge zum schärferen Sehen angeleitet ist.
6. Die Zeit, welche später mit Einübung der deutschen Lettern verloren gehen sollte, ist zuvor schon reichlich gewonnen durch die Einheit der Schreib- und Leseschrift. Es genügen dazu wenige Unterrichtsstunden.
7. In den Schulen, wo zuerst lateinische Schreibschrift, abgesehen von der Einheit der Schreib- und Leseschrift geübt, hat man die glänzendsten Resultate für die Kalligraphie erzielt.
8. Für alle Schüler, welche später eine fremde Sprache erlernen müssen, ist durch den Unterricht nach der von mir verfolgten Methode im Lesen und Schreiben die sicherste Grundlage gelegt für das, was Fertigkeit im Lesen, in Auffassung der Wortbilder und Wiedergabe durch die Schrift betrifft, und damit auch der Orthographie in fremder Sprache vorgearbeitet.

Was schließlich den Inhalt des ersten Lesebuchs betrifft:

1. Dasselbe bietet außer den Normalwörtern ein reiches Material für den Anschauungsunterricht und wird nichts zu lesen geboten, was nicht verstanden werden kann.
2. Was zur Erweiterung des Gesichtskreises und zur Veredlung der Gesinnung geboten ist, hält sich fern von breitspurig beschreibender Form und oberflächlicher Moral, es wird in lebensfrischer und möglichst klassischer Weise geboten.
3. Die Lesestücke wechseln in lateinischen und deutschen Lettern und zwar vom größeren bis abwärts zum normalen Maßstabe. Eine Auswahl von schräger Cursiv- und Currentschrift ward für überflüssig gehalten, weil diese Schriftformen durch das Anschreiben des Lehrers an die Wandtafel leicht zur Anschauung gebracht werden kann.

4. Aus ökonomischen und praktischen Rücksichten ist der Umfang des ersten Theils des Lesebuchs auf drei bis vier Jahre hin, je nach den Verhältnissen der verschiedenen Schulen, berechnet und in zwei Abtheilungen gegeben.

5. Da das erste Lesebuch das einzige Lese- und Handbuch für den Elementarschüler ist, so giebt es die Anregung für die übrigen Disciplinen und sucht das dauernde Interesse dafür zu erwecken.

Zur Verständigung über diesen Satz sei gesagt:

a) das erste Lesebuch soll und kann kein Religionsbuch sein, muß aber durch seinen Gesinnungsstoff den Religionsunterricht unterstützen und die dort festgestellten religiösen Wahrheiten, soweit thunlich, praktisch verwerthen.

b) den deutschen Unterricht anlangend:

a) Die Analysirung der Normalwörter und Zusammensetzung derselben überlasse ich ganz und gar dem Lehrer und stehen ihm die beweglichen Lettern dabei zu Gebote. Die Art und Weise der Zergliederung und Zusammensetzung ist ausführlich in der Anweisung zum ersten Sprech- und Lese-Unterricht behandelt. Nach rechter Behandlung des Gegenstandes in vorgeschriebener Weise sind die Kinder schon nach wenigen Wochen im Stande, diese Arbeit selbstständig vorzunehmen.

b) Das geläufige und verständige (mechanische und logische) Lesen wird am besten durch einen bestimmten Rhytmus gefördert; zu diesem Zwecke enthält das Buch eine reiche Auswahl poëtischer Stücke in prosaischer Form. Es wird dadurch dem so eingerissenen Leiern bei dem Lesen von Gedichten vorgebaut. —

c) Soweit auf dieser Stufe grammatische Uebungen vorgenommen werden können, müssen dieselben durch einfache Satzconstructionen und Uebersicht der leichtesten Wortarten erleichtert werden.

d) Für die orthographischen Uebungen ist durch entsprechende Zusammenstellung von Wörtern (— orthographische Reihen —), (— Verbindung von ähnlich klingenden Wörtern —) in Sätzen und kurzen Lesestücken — zur Aneignung als orthographisches Eigenthum durch Memoriren und Schreibübungen der verschiedensten Art — gesorgt.

e) Die Sprech- und Gedächtnißübungen auf der Elementarstufe sind nachdrücklichst zu treiben, dazu bietet außer dem Lesebuch vorzüglich die oben erwähnte Auswahl von Gedichten reichen Stoff. Gut Gelerntes ist am besten für orthographische Uebungen auszunutzen.

c) Die Naturgeschichte anlangend, muß das Interesse für diese Disciplin gehörig gepflegt werden. Dies geschieht auf dieser Stufe sicher nicht durch ausführliche Beschreibungen, wodurch dem Unterrichte selbst vorgegriffen würde; vielmehr durch kurze Geschichten und Gedichte, welche Thierindividuen und Pflanzenleben zum Gegenstande wählen.

d) Dasselbe gilt für den Vorbau für Geographie in der Heimathskunde. Auch hierzu bietet dies Buch reichen Stoff.

e) Für den Geschichtsunterricht speciell vorzubauen, ward für überflüssig gehalten, da jede Erzählung des Lesebuchs zu den unerläßlichen Uebungen in der mündlichen Wiedergabe längerer Gedankenreihen und zusammenhängender Thatsachen guten Stoff bietet; indeß fehlt es auch dazu nicht an Beispielen.

f) Was den Gesangunterricht betrifft, so ist reicher Stoff geboten. Nur genau Eingeprägtes soll gesungen werden. Die Lieder selbst werden auf unterster Stufe nur nach dem Gehör einzuüben sein. Doch bietet die Sammlung der 202 Lieder mit Melodieen, nach Gedankeninhalt und Stufe der Schwierigkeit hinsichtlich der Melodieen geordnet und bezeichnet (welche erst neulich wieder als durchaus mustergültig in einem Schulprogramm aufgestellt worden), dem Lehrer reichen Stoff. —

g) Selbst für den Rechnenunterricht ist gesorgt, soweit dasselbe für nöthig erachtet worden, in den sogen. Zahlenreihen und römischen Zahlen.

h) Absichtlich sind Bilder und verschiedene Schriftformen, sowie der Vorbau zu geometrischer Formenlehre ferngehalten. Bilder im Fibelbuche stören weit mehr, als sie nützen und können keine stufenweise Auswahl für den Zeichnenunterricht bieten. — Mustergültige Schreibvorschriften müssen vor dem Auge der Kinder ebenso wie die Zeichnenvorschriften entstehen. Dasselbe gilt auch von der geometrischen Formenlehre. Nur in klarer anschaulicher Weise vor den Augen der Kinder entstanden, prägen sich die unter verschiedenen Winkeln nach bestimmten Gesetzen verbundenen Linien und Flächen den Kindern unauslöschlich ein. —

Jeder Lehrer, der unbefangen das erste Lesebuch nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen prüft, wird eingestehen müssen, daß wohl in keiner Fibel die Einheit dieser Grundsätze so sicher erstrebt worden ist.

Dem Herrn Seminarlehrer Bräutigam, welcher mich in so freundlicher Weise auf die Vorzüge dieses ersten Lesebuchs aufmerksam machte und dadurch den Entschluß zu der Herausgabe dieser neuen Auflage zur Reife brachte, meinen Dank. Den übrigen vielen Freunden dieses Buches aber, welche dasselbe seit langer Zeit vergeblich zum Wiedergebrauch in ihren Schulen erbaten, namentlich meinem verehrten Freunde, Schuldirector Dr. Fr. Otto in Mühlhausen, besten Gruß und Bitte um erneuete freundliche Aufnahme.

Celle a. d. Aller, d. 6. Juni 1870.

Fr. Sostmann.

# Gefälliger Beachtung empfohlen.

**Koch**, Th. Friedr. Deutsche Elementargrammatik für höhere Lehranstalten, Gymnasien, Lyceen und Realschulen. Vierte verbesserte Auflage. gr. 8. Preis $7^1/_2$ Sgr.

Mehrere Gründe haben die Ausarbeitung dieses kleinen Buches veranlaßt.

Es soll den grammatischen Stoff enthalten, der in den untern Klassen an die Lectüre angeschlossen wird, gut geordnet zu leichter Uebersicht und Wiederholung.

Es soll das Nothwendigste enthalten, und jeder Schüler muß es deshalb vollkommen bewältigen. Gelingt ihm das, so wird einerseits ein sicherer Grund für die sprachliche Bildung gelegt, andrerseits seine Freude am Lernen erhöht.

Es soll endlich die Einheit im Sprachunterrichte fördern. An und in der Muttersprache allein können in untern Klassen grammatische Verhältnisse erläutert werden. Sie schreitet daher voraus und ebnet fremden Sprachen den Weg, der Unterricht in letzteren wird stets vom Deutschen ausgehen und an das Bekannte das Unbekannte knüpfen. Um dies zu erleichtern, muß eine Terminologie durch den gesammten Sprachunterricht gehen, so daß der Schüler dieselbe sprachliche Erscheinung unter demselben Namen kennen lernt. Dadurch allein kann er in den untern Klassen zu grammatischer Sicherheit gelangen. Welche Terminologie zu Grunde zu legen ist, darüber kann man nicht im Zweifel sein, wenn man die folgende Tabelle überblickt.

# Grammatische Ausdrücke.

| Deutsch: | Lateinisch: | Französisch: | Englisch: |
|---|---|---|---|
| Sprachlehre | grammatica | grammaire | grammar |
| Wortlehre | etymologia | étymologie | etymology |
| Selbstlauter | vocalis | voyelle | vowel |
| Doppellauter | diphthongus | diphthongue | diphthong |
| Mitlauter | consonans | consonne | consonant |
| Halbvocale | semivocalis | semi-voyelle | semi-vowel |
| Lippenlaut | labialis | l. labiale | labial |
| Zungenlaut | lingualis | l. linguale | lingual |
| | dentalis | l. dentale | dental |
| Kehllaut | gutturalis | l. gutturale | guttural |
| Schmelzlaut | liquida | l. liquide | liquid |
| Starrlaut | muta | l. muette | mute |
| Weicher Laut | media | (l. faible) | smooth, flat |
| Harter Laut | tenuis | (l. dure) | sharb |
| Hauchlaut | aspirata | l. aspirée | aspirated |

---

| Zeitwort: | verbum: | verbe: | verb: |
|---|---|---|---|
| bezüglich | v. transitivum | v. transitif | transitive verb |
| unbezüglich | v. intransitivum | v. intransitif | intransitive verb |
| rückbezüglich | v. reflexivum | v. réfléchi<br>v. pronominal | reflexive verb |
| unpersönlich | v. impersonale | v. impersonnel | impersonal verb |
| Biegung | conjugatio | conjugaison | conjugation |
| Geschlecht | genus | voix | voice |
| thätig | g. activum | v. active | active voice |
| leidend | g. passivum | v. passive | passive voice |
| Person | persona | personne | person |
| Zahlform | numerus | nombre | number |
| Einzahl | n. singularis | singulier | singular |
| Mehrzahl | pluralis | pluriel | plural |
| Zeitform | tempus | temps | tense |
| Gegenwart | praesens | présent | present |
| Mitvergangenheit | imperfectum | imparfait | imperfect<br>past |
| Vergangenheit | perfectum | parfait | perfect<br>present perfect |
| Vorvergangenheit | plusquamperfectum | plusque-parfait | pluperfect<br>past perfect |
| Zukunft | futurum | futur | future, first future |
| Vorzukunft | futurum exactum | futur passé | future perfect<br>second future |
| Aussageweise | modus | mode | mood |
| Wirklichkeitsform | m. indicativus | indicatif | indicative |
| Möglichkeitsform | m. conjunctivus<br>m. subjunctivus | subjonctif | conjunctive<br>subjunctive |
| Befehlsform | m. imperativus | impératif | imperative |
| Dingform | infinitivus | infinitif | infinitive |
| Mittelwort | participium | participe | participle. |

| Deutsch: | Lateinisch: | Französisch: | Englisch: |
|---|---|---|---|
| Hauptwort | n. substantivum | nom (substantif) | substantive |
| Eigennamen | nomen proprium | nom propre | proper noun |
| Gattungsnamen | n. appellativum | nom commun | commen n. |
| Sammelnamen | n. collectivum | nom collectif | collective n. |
| Stoffnamen | n. materiale | | |
| Gedankending | n. abstractum | nom abstract | abstract noun |
| Beugung | declinatio | déclinaison | declension |
| Geschlecht | genus | genre | gender |
| männlich | g. masculinum | g. masculin | masculine g. |
| weiblich | g. femininum | g. féminin | feminine g. |
| sächlich | g. neutrum | — | neuter or neither g. |
| Fall | casus | cas | case |
| Werfall | nominativus | nominatif | nominative |
| Wesfall | genitivus | génitif | genitive |
| Wemfall | dativus | datif | dative |
| Wenfall | accusativus | accusatif | accusative |
| Eigenschaftswort | n. adjectivum | adjectif | adjective |
| Steigerungsformen | gradus comparationis | degrés de comparaison | degrees of comparison |
| Grundstufe | positivus | positiv | positive state or form |
| Höherstufe | comparativus | comparatif | comparative degree |
| Höchste Stufe | superlativus | superlatif | superlative degree |
| Zahlwort | numerale | nom de nombre | numeral |
| Grundzahlwort | cardinale | nom de nombre cardinal | cardinal |
| Ordnungszahlwort | ordinale | nom de nombre ordinal | ordinal |
| Fürwort | pronomen | pronom | pronoun |
| persönlich | pr. personale | pr. personnel | personal pr. |
| Besitz anzeigend | pr. possessivum | pr. possessif | possessive pr. |
| hinzeigend | pr. demonstrativum | pr. démonstratif | demonstrative p. |
| fragend | pr. interrogativ. | pr. interrogatif | interrogative pr. |
| bezüglich | pr. relativum | pr. relatif | relative pr. |
| unbestimmt | pr. indefinitum | pr. indéfini | indefinite pr. |
| Beschaffenheitswort | adverbium | adverbe | adverb |
| Verhältnißwort | praepositio | préposition | preposition |
| Bindewort | conjunctio | conjonction | conjunction |
| verbindend | c. copulativa ordinativa | c. copulative | copulative c. |
| fortsetzend | c. continuativa | c. ordinative | continuative |
| eintheilend | c. partitiva | c. partitive | partitive |
| ausschließend | c. disjunctiva | c. alternative | alternative disjunctive |
| entgegensetzend | c. adversativa | c. adversative | adversative |
| folgernd | c. illativa | c. conclusive | conclusive illative |
| begründend | c. causalis | c. causative (causale) | causal |
| einräumend | c. concessiva | c. concessive | concessive |
| ortbestimmend | c. localis | c. de lieu | local |

| Deutsch: | Lateinisch: | Französisch: | Englisch: |
|---|---|---|---|
| zeitbestimmend | c. temporalis | c. de temps | temporal |
| vergleichend | c. comparativa | c. comparative | comparative |
| bedingend | c. conditionalis | c. conditionnelle | conditional |
| einschränkend | c. restrictiva | c. restrictive | restrictive |
| verhältnißbestimmend | c. proportionalis | c. proportionelle | proportional |
| Empfindungswort | interjectio | interjection | interjection |
| Satzlehre | syntax | syntaxe | syntax |
| Satz | propositio | proposition | proposition sentence |
| Subject | subjectum | sujet | subject |
| Aussage | praedicatum | verbe (prédicat) | predicate |
| Ergänzung | objectum | régime | object |
| Bestimmung | adverbiale | circonstanciel | adverbial |
| Beifügung | attributum | attribut | attribute |
| Beisatz | appositio | apposition | apposition |
| Hauptsatz | propositio primaria | prop. principale | principal proposition |
| Nebensatz | prop. secundaria | prop. subordonnée | secondary proposition |
| Satzverbindung | | phrase-composée | compound proposition |

Druck der Fr. Mauke'schen Officin in Jena.